

Trans* und Elternschaft

**– Wie trans* Eltern normative Vorstellungen von
Familie und Geschlecht verhandeln**

6-Monats-Abschlussarbeit zur Erlangung des akademischen Grades

„Master of Arts (M. A.)“

an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen

vorgelegt am 9. Februar 2018

von Rix Weber

aus Weimar

Erstgutachter_in: Dr. Uta Schirmer

Zweitgutachter_in: Dr. Robin Bauer

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Theoretische (Vor-)Überlegungen und Forschungsüberblick.....	7
2.1 Trans Studies und Begrifflichkeiten	7
2.1.1 Begrifflichkeiten	7
2.1.2 Trans Studies.....	8
2.2 Leerstellen in queer-feministischen Debatten zu Elternschaft	10
2.3 Heteronormativität und vergeschlechtliche Rollenbilder in Familien.....	13
2.4 Homonormativität und Forschung zu queeren Familien	15
2.5 Repronormativität und trans* Schwangerschaften	19
2.6 Lebenssituation von trans* Eltern in Deutschland heute	21
2.6.1 Rechtliche Situation.....	22
2.6.2 Repräsentation	25
3. Forschungsdesign	29
3.1 Zugang und Auswahl der Befragten	29
3.2 Interview-Settings.....	30
3.3 Auswertung und Positionierungen.....	32
4. Ergebnisse	37
4.1 „(...)mit Schwangerschaft hast du halt einen imaginären Schein unterschrieben, dass du eine Frau bist.“ - Körper, Reproduktion und Geschlecht	37
4.1.1 Hetero- und Repronormative Vorstellungen von Körpern und Reproduktion	38
4.1.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien	40
4.1.2.1 Die Empfindung von Schwangerschaft als weiblichen Moment – trotz Widersprüche bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität.....	40
4.1.2.2 Die Abgrenzung zu Zuschreibungen von Weiblichkeit oder Frau-Sein aufgrund der Schwangerschaft.....	43
4.1.2.3 Die Denkbare einer erneuten Schwangerschaft.....	44
4.1.2.4 Die Entkopplung des Stillens von geschlechtsspezifischen Vorstellungen	46
4.1.3 Zwischenfazit.....	47
4.2 „[W]enn ich alleine unterwegs bin, kriege ich selten Kommentare. [...] Aber wenn ich mit Kind unterwegs bin, dann bekomme ich viel mehr Kommentare.“ - Normative Vorstellungen von Elternschaft und Familie.....	48
4.2.1 Hetero- und repronormative Vorstellungen von Elternschaft und Familie	48
4.2.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien	53
4.2.2.1 Angst um das Wohlergehen der Kinder	53
4.2.2.2 Widersprüche zwischen trans* Realitäten und zweigeschlechtlichen Normen...	55

4.2.2.3 <i>Assimilation</i>	58
4.2.2.4 <i>Subversion</i>	59
4.2.3 Zwischenfazit.....	61
4.3 „ <i>Das Kind hat eine Mama, aber keine Mutter.</i> “ – Identitäten, Selbstbezeichnungen und vergeschlechtliche Rollenbilder	62
4.3.1 Widersprüche und Ambivalenzen bezüglich vergeschlechtlicher Rollenbilder und trans* Identität	62
4.3.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien	65
4.3.2.1 <i>Reclaimen</i>	66
4.3.2.2 <i>Begriffe beibehalten, aber anders gendern</i>	67
4.3.2.3 <i>Vornamen statt 'Mama' oder 'Papa'</i>	69
4.3.2.4 <i>Neue Namen einführen</i>	69
4.3.3 Zwischenfazit.....	71
5. Fazit	72
5.1 Zusammenfassung der Ergebnisse.....	72
5.2 Schlussfolgerungen.....	73
5.3 Ausblick und Empfehlung	76
6. Quellenverzeichnis.....	79



Abbildung 1

1. Einleitung

Über die Lebensrealitäten von trans*¹ Eltern ist nur sehr wenig bekannt, insbesondere die deutschsprachige Forschung ist bisher dünn besiedelt. Die geringe Aufmerksamkeit, welche trans* Eltern erfahren, macht es sehr schwer überhaupt Texte und Medien zu trans* Elternschaft zu finden, die über eine exotisierende Darstellung hinausgehen. Denn wenn es trans* Eltern in die Nachrichten schaffen, dann handelt es sich überwiegend um schwangere trans* Männer, deren Schwangerschaft (je nach Schlagseite der Berichterstattung) als skandalös oder sensationell eingeschätzt wird². Besonders oft taucht hierbei der Name Thomas Beatie auf. Während dieser Name in trans* Communities häufig zu genervtem Stöhnen³ führt (vgl. Spahn 2017: 18f.), wird er von den Medien voyeuristisch ausgeschlachtet; vor allem um zu betonen wie unnatürlich eine männliche Schwangerschaft sei, in Abgrenzung zur ‚natürlichen, weiblichen‘ Schwangerschaft (vgl. Stritzke/Scaramuzza 2016: 152). Davon ab wird es schon schwieriger, wenn eins sich über die spezifischen Probleme und Lebensrealitäten von trans* Eltern erkundigen will. Denn wenn mensch die üblichen Suchmaschinen bemüht, dann findet sich vor allem eins: Ratgeber für cis Eltern von trans* Kindern⁴. In den wenigen Fällen, in denen es wirklich um die trans* Eltern geht, steht das Wohlergehen der Angehörigen (und nicht etwa die Lebensrealität der Eltern selbst) im Fokus⁵.

Mein Zugang zu diesem Thema ist ein wissenschaftlicher, aber meine Motivation ist vor allem persönlich und aktivistisch geprägt. Ich realisierte, wie wenig Elternschaft und trans* sein außerhalb konkreter aktivistischer Kontexte zusammen gedacht wird, und wie oft das Thema stattdessen vereinnahmend oder exotisierend behandelt wird. Mit dieser Arbeit möchte

¹ In Kapitel 2.1. beschreibe ich ausführlicher die Problematik verschiedener Begrifflichkeiten und Schreibweisen rund um „trans*“. Ich verwende in dieser Arbeit hauptsächlich 'trans*': Kleingeschrieben als beschreibendes Adjektiv und mit Asterisk-Stern um zu verdeutlichen, dass ich verschiedene Formen trans* zu sein (z.B. auch nicht-Binarität) mitdenken möchte. In einzelnen Fällen verwende ich andere Schreibweisen, z.B. wenn ich von konkreten Personen weiß, welche Schreibweise sie bevorzugen (und diese respektieren möchte) oder weil sie in Originaltexten so verwendet werden (z.B. 'Trans Studies').

² Eine genauere Betrachtung von trans* Elternschaft in den Medien gibt es bei Janssen 2014.

³ Die häufige Genervtheit liegt vermutlich unter anderem daran, dass Beatie (2008) von sich selbst behauptete, der erste schwangere Mann der Welt zu sein, was beispielsweise Halberstam (2012: 31 f.) widerlegte.

⁴ Es kommt häufiger zu einer Verwirrung, da viele Menschen davon ausgehen, bei trans* Eltern würde es sich um (cis) Eltern von trans* Kindern handeln. Dies war beispielsweise auf der Trans*Tagung der dgti (*Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V.*) in Frankfurt/M. im Oktober 2017 in einem Workshop für trans* Eltern der Fall. Ca. zwei Drittel der Anwesenden waren deshalb da, weil sie dachten, es ging um trans* Kinder.

⁵ Zum Beispiel bei der recht erfolgreichen Serie „Transparent“ (2014). Diese steht - neben den inhaltlichen Problematiken - vor allem in der Kritik, weil ein cis Mann die Rolle der trans* Frau spielt (vgl. dazu Toveson 2017).

ich versuchen, die Lebenswirklichkeiten von trans* Eltern mit ihren spezifischen Herausforderungen und Chancen zu umreißen und sichtbar zu machen.

Die zwei Fachgebiete, in denen ich Repräsentationen von trans* Eltern vermutete, waren zum einen die Gender Studies, genauer gesagt die queer-feministischen Forschungen über Familie und Elternschaft, und zum anderen die Trans Studies. In beiden wurde ich kaum fündig. Dennoch sind beide Disziplinen wichtige Ausgangspunkte, welche die vorliegende Arbeit überhaupt erst möglich bzw. denkbar gemacht haben. Ich möchte hier eine Schnittstelle beider ermöglichen und in dieser agieren.

Die Trans Studies bilden den Rahmen meiner Arbeit: Durch sie wurde ich ermutigt, meine aktivistischen Perspektiven für die Forschung zugänglich zu machen. Den Trans Studies ist es ein wichtiges Anliegen, verschiedene Dimensionen struktureller Diskriminierung gleichzeitig in den Blick zu nehmen (mehr dazu in Kapitel 2.1).

Für mich stellte sich die Frage, inwiefern Elternschaft überhaupt eine Diskriminierungsform ist. Denn im Gegensatz zu Geschlecht ist Elternschaft keine (anerkannte) Form von Diskriminierung. Elternschaft *an sich* ist in unserer Gesellschaft kein struktureller Nachteil, sondern wird es erst in Verbindung mit anderen Herrschaftsmechanismen. Je mehr Privilegien bereits vorhanden sind, desto unwahrscheinlicher wird es, einen Nachteil aus Elternschaft zu ziehen. Elternschaft wird erst dann gesellschaftlich sanktioniert, wenn auch andere Faktoren eine Rolle spielen. Dies spiegelt sich in aktuellen Gesetzeslagen wie auch in öffentlichen Diskursen zu Familienpolitik wieder. Gefördert und gewünscht ist nur die *weiße* mittelständige cis⁶-hetero-Kleinfamilie. Besonders sichtbar wird das z.B. an der Situation von Alleinerziehenden (welche überproportional oft in Armut leben), gleichgeschlechtlichen Eltern (z.B. auf Grund des restriktiven Adoptionsrechts, vgl. dazu auch Kapitel 2.4) sowie Mehr-Eltern-Familien (z.B. da es das Sorgerecht nur für maximal zwei Personen gibt) und migrantischen Familien (z.B. bekommen Kinder, die in der BRD geboren sind, nicht automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft). Die Liste ließe sich beliebig erweitern (z.B. Pflege-Eltern, transnationale Elternschaft, behinderte/chronisch kranke Eltern, et cetera). Hinzu kommen gesellschaftliche Normen, die die Elternschaft unterschiedlicher Menschen

⁶ Definition von cis nach Queerulant_in (2016): CIS*/cis* – Die Vorsilbe „cis“ verweist auf die Übereinstimmung der eigenen Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht. Cis wird häufig genutzt, damit nicht nur trans*, inter* und nicht-binäre Personen markiert werden. Durch eine Bezeichnungsmöglichkeit für cis Personen wird vermieden, dass cis Personen als „das Normale“ gelten und alle anderen als „die Abweichung“. Zudem wird die gesellschaftliche Konstruktion jedweder Geschlechtsidentität, bei der keine „natürlicher“ ist als die andere, unterstrichen

unterschiedlich bewerten. So stehen arme und/oder Schwarze⁷ Eltern mit mehr als zwei Kindern unter dem Verdacht, 'asozial' zu sein, den Sozialstaat 'auszunutzen' usw. Homosexuellen Eltern wird vorgeworfen, nur einen bestimmten 'Lifestyle' ausleben zu wollen. Behinderten und chronisch kranken Eltern wird unterstellt, sich nicht ausreichend um ihre Kinder kümmern zu können. Auch hier ließe sich die Liste noch lange erweitern. Allen gemeinsam ist, dass, sobald von der Norm-Familie abgewichen wird, die Legitimation Kinder 'gut' erziehen zu können in Zweifel gezogen wird. Auch wenn Elternschaft an sich möglicherweise keinen diskriminierenden Faktor darstellt, sondern eher bereits bestehende Nachteile verstärkt bzw. auf verschränkende Weise wirkt, so kann nicht ausgeblendet werden, dass unsere Gesellschaft für marginalisierte Menschen mit Kindern wenig unterstützend ist⁸. Dass trans* Personen in unserer Gesellschaft diskriminiert werden, lässt sich vielfach belegen⁹. Weniger beforscht ist die Wechselwirkung von trans* und anderen Diskriminierungsformen (eine der wenigen Studien bietet LesMigraS 2012 u.a. zur Wechselwirkung von Transfeindlichkeit und Rassismus), schon gar nicht zur Wechselwirkung von trans* und Eltern sein. In meiner Arbeit möchte ich genau diese Interdependenz betrachten. Konkret möchte ich mir die Lebensrealitäten von trans* Eltern ansehen, welche erst nach der Geburt von Kindern ihr trans* Coming Out¹⁰ hatten. Dies deshalb, da es in unserer Gesellschaft besonders in Bezug auf Elternschaft sehr klare geschlechtliche Zuschreibungen an Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft generell gibt. In diesem Kontext erscheint ein Bruch mit jenen Rollen durch ein trans* Coming Out als besonderes Minenfeld. Die trans* Eltern müssen sich nicht nur mit normativen Vorstellungen von Geschlecht, sondern auch mit normativen Vorstellungen von Elternschaft und Familie auseinandersetzen. Wenn Eltern nach der Geburt der Kinder ihr trans* Coming Out haben, hat das spezifische Auswirkungen auf deren privates und öffentliches Leben. Dabei spielen sehr festgeschriebene Geschlechterstereotype eine große Rolle, welche sich in Mutter- bzw.

⁷ Bei Schwarz/ Schwarzsein handelt es sich um eine politische Selbstbezeichnung und wird deswegen (auch als Adjektiv) durchgängig groß geschrieben. Im Gegensatz dazu wird *weiß* klein und kursiv geschrieben. Damit soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich bei Weißsein um eine Analysekategorie handelt und gesellschaftlich konstruiert ist. Aus einer *weißen* Position heraus wird Weißsein zu einer unhinterfragten und nicht thematisierten gesellschaftlichen Norm (vgl. Sow 2011a und Sow 2011b).

⁸ Belege dafür wären beispielsweise mangelnde Kita-Plätze, schlechte Bezahlung von Erzieher_innen, wenig und schlecht bezahlte Elternzeit, Anrechnung von Kindergeld auf Hartz4, Veranstaltungen auch in der linken oder queeren Szene mit Rauchen/ Alkohol zu kinder-unfreundlichen Uhrzeiten und vieles mehr.

⁹ Das Aufzeigen von Diskriminierungen von trans* Personen ist im Prinzip Hauptgegenstand der Trans Studies. Aktuelle aktivistische Projekte sind beispielsweise Trans Murder Monitoring, die Kampagne dritte Option und Proteste gegen das „Transsexuellen Gesetz“ (abgekürzt TSG, heißt vollständig „Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen“.

¹⁰ Zur Problematik des Begriffs „Coming Out“: Hier wird die Abweichung von der Norm markiert, denn nur wer nicht der Norm entspricht, muss 'rauskommen'. Cis-hetero Personen stehen nicht in der 'Pflicht' ihre Sexualität oder Geschlechtsidentität rechtfertigen zu müssen. Weiterführende Kritik gibt es beispielsweise von Senzo (2016).

Väterbildern noch stärker manifestieren als ohnehin bereits. Meine Annahme ist, dass bei Elternschaft die normativen Anrufungen in Bezug auf geschlechtliche Dichotomie noch stärker wirkt als bei Nicht-Eltern, und das ein Abweichen von der zweigeschlechtlichen Norm gesellschaftlich sanktioniert wird. Eine weitere Annahme meinerseits ist, daran anschließend, dass die Eltern meiner Forschungszielgruppe, welche erst nach der Geburt der Kinder ihr Coming Out haben, noch mehr an gesellschaftlichen Normen rütteln. Die Öffentlichkeit hat ein vermeintliches Interesse am Kindeswohl, welches von konservativen Stimmen durch die Transition¹¹ in Gefahr gesehen werden könnte. In unserer Gesellschaft werden trans* Personen dann am ehesten akzeptiert, wenn sie erstens Passen¹² (also entweder eindeutig als Mann oder Frau gelesen werden) und zweitens 'niemandem schaden'. Da aber Familie - und Kinder im Besonderen - als Allgemeingut verhandelt werden, ist eine Stigmatisierung durch eine Abweichung von dieser Norm meiner Vermutung nach vorprogrammiert.

Unter Eltern verstehe ich alle Personen, die sich selbst als solche definieren oder sich auch unter einem anderen Begriff als Haupt- oder Mit-Hauptverantwortlich für mindestens ein Kind sehen. Das bedeutet vor allem, dass es nicht notwendig ist ein sogenanntes 'biologisches' Elternteil zu sein. Für meine Arbeit fasse ich den Begriff der Eltern dabei für Personen, deren Kinder minderjährig sind, weil ab der Volljährigkeit zumeist keine Hauptverantwortung in dem Sinne mehr gegeben ist.

Mit trans* Menschen meine ich jene Personen, die sich nicht mit dem Geschlecht, welches ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde, identifizieren. Meistens handelt es sich dabei nicht um inter*¹³ Personen, aber grundsätzlich schließt sich trans* und inter* sein nicht aus. Zu den trans* Personen gehören also nicht nur binäre trans* Männer oder binäre trans* Frauen,

¹¹ Definition von Transition nach Queerulant_in (2016): Der Prozess zwischen dem Erkennen des eigenen Trans*-Seins und dem Ende des „Ankommens“ in der passenden Geschlechtsidentität und Geschlechtsdarstellung. Früher wurde der Begriff vor allem für das „Absolvieren“ der (als notwendig/normal angesehenen) „Schritte“ genutzt: Outings, Hormone bekommen, geschlechtangleichende Operationen machen sowie Vornamens- und Personenstandsänderung. Heute muss Transition mit diesen Schritten nichts zu tun haben und muss auch nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sein. Die eigene Geschlechtsidentität kann sich im ständigen Wandel befinden, die Transition ist also möglicherweise nie abgeschlossen oder eben zu jenem Zeitpunkt, wo eine Person sich „angekommen“ fühlt.

¹² Definition von Passing nach Queerulant_in (2016): Als Mitglied einer bestimmten Gruppe durchgehen/einsortiert werden ohne Aufmerksamkeit zu erwecken. Wird häufig für Trans*-Personen verwendet, bspw. wenn ein Transmann als (cis-)Mann wahrgenommen wird. Auch im Bereich race kann von Passing gesprochen werden, z.B. wenn People of Colour als *weiß* gelesen werden. Grundsätzlich kann von Passing auch in anderen Bereichen gesprochen werden, bei (Nicht)Behinderung, Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen usw. Fast immer geht Passing mit dem „Durchgehen“ als Angehörige_r einer sozial höher gestellten Gruppe einher.

¹³ Definition von inter* nach TrIQ (2015): Inter* ist ein Begriff, der sich aus der Community entwickelt hat. Ein Mensch mit einem intergeschlechtlichen Körper kann auch eine intergeschlechtliche Geschlechtsidentität haben. Grundsätzlich geht es bei dem Begriff aber um eine emanzipatorische und selbstermächtigte Positionierung als eine Gruppe von Menschen, die angeborene, nicht-konforme und nicht normgerechte Geschlechtsmerkmale haben und daher Pathologisierung erfahren. In vielen Fällen führt dies zu einer Verletzung ihrer Selbstbestimmung und körperlichen Autonomie.

sondern auch genderqueere, neutrois, agender, non-binary usw.¹⁴ Trans* Personen müssen weder eine gerichtliche Vornamens- oder Personenstandsänderung hinter sich haben, noch trans* spezifische medizinische Maßnahmen in Anspruch genommen haben. Für meine Arbeit gilt die Selbstdefinition.

Beginnen werde ich die vorliegende Arbeit in Kapitel 2 mit der theoretischen und konzeptionellen Einbettung meines Themas. Da ich meine Arbeit als einen Beitrag zu den Trans Studies verstehe, umreiße ich in Kapitel 2.1 sowohl Begrifflichkeiten als auch die historische Entwicklung der Trans Studies. Trans* und Elternschaft ist, wie eingangs erwähnt, ein bisher äußerst vernachlässigtes Thema, sowohl in den Trans Studies als auch in queer-feministischen Diskursen. In Kapitel 2.2 werde ich einige dieser Leerstellen aufzeigen. Um verstehen zu können, wie die Entwicklung solcher Leerstellen zu erklären ist, soll sich im Folgenden mit den Konstrukten Familie und Geschlecht auseinandergesetzt werden. In Kapitel 2.3 beschreibe ich, woher das Konstrukt Familie kommt, welche Ideale vorherrschen, und wie sich das Konzept der Heteronormativität auf Elternschaft und insbesondere Mutterschaft auswirkt. Im nächsten Schritt schaue ich mir in Kapitel 2.4 zu „Homonormativität und queeren Familien“ an, wie Familien abseits der heterosexuellen Norm verhandelt werden. Doch auch hier werden bestimmte Normen zumeist nicht angetastet, z. B. die der Repronormativität. Daher werde ich in Kapitel 2.5 das Konzept der Repronormativität skizzieren, und aufzeigen, wie dieses Thema mit trans* Schwangerschaften zusammenhängt. In Kapitel 2.6 versuche ich, trotz spärlicher Forschungslage, einen Überblick über die heutige Lebenssituationen von trans* Eltern in Deutschland zu geben. Dazu werde ich mich, neben einem kurzen Abriss zu den speziellen rechtlichen Gegebenheiten in Deutschland, ausführlicher den bisher sehr überschaubaren Repräsentationen von trans* Elternschaft widmen.

In Kapitel 3 werfe ich einen ausführlicheren Blick auf mein methodisches und konzeptionelles Vorgehen. Für meine Forschung führte ich im Zeitraum von November 2016 bis Januar 2017 vier qualitative, leitfadengestützte, narrative Interviews. Meine Interviewpartner_innen erreichte ich über verschiedene sozial Medien (z.B. Twitter, Facebook). Hier bin ich bereits gut vernetzt mit trans* Personen im deutschsprachigen Raum. Die Befragten kommen aus Berlin, Bayern und Nordrhein-Westfalen und sind zwischen 28 und 44 Jahre alt¹⁵. Befragt wurden eine trans Frau, ein trans Mann und zwei nicht-binäre

¹⁴ Das Spektrum geschlechtlicher Identitäten ist sehr groß, und erweitert sich auch ständig. Deshalb ist es mir an dieser Stelle nicht möglich (und auch gar nicht mein Ziel) *alle* geschlechtlichen Identitäten aufzuzählen. Vgl. dazu auch Grigowski (2016).

¹⁵ Angabe über das Alter der Befragten zum Zeitpunkt der Interviews.

trans* Eltern. Im Vorfeld der Auswertung der Interviews beschäftigte ich mich mit Konstruktionsprozessen von Interviews, sowie mit meiner eigenen Parteilichkeit und Involviertheit in das Thema. Die Auswertung selbst ist methodisch an die 'grounded theory' angelehnt. Daran anschließend wende ich mich den Ergebnissen der Analyse meiner Interviews zu.

In Kapitel 4.1 betrachte ich die hetero- und repronormativen Vorstellungen von Körpern und Reproduktion. Die Fragen des Schwanger-Seins, des Schwanger-werden-könnens, und den damit verbundenen vergeschlechtlichen Zuschreibungen, sowie die Auswirkungen entsprechender Erwartungen auf meine Interview-Partner_innen stehen hierbei im Vordergrund. Von normativen Vorstellungen von Elternschaft und Familie handelt Kapitel 4.2. Die trans* Eltern müssen sich selbst und anderen beweisen, 'gute Eltern' zu sein. Dies führt einerseits zu vielen Ängsten, aber andererseits auch zu reflektierter(er) Elternschaft in Hinblick auf zweigeschlechtliche Strukturen. Im letzten Teil der Analyse stehen Identitäten, Selbstbezeichnungen und vergeschlechtliche Rollenbilder im Fokus. In Kapitel 4.3 beschäftige ich mich mit Widersprüchen und Ambivalenzen um Selbstbezeichnungen, welche sich aus der Transition nach der Geburt der Kinder ergeben, und mit welchen Strategien diesen begegnet wird.

In meinem abschließenden Fazit in Kapitel 5 möchte ich über die Zusammenfassung der Ergebnisse meiner Forschung hinausgehen. Ich werde zeigen, weshalb ein spezifischer Blick auf trans* Eltern notwendig ist, und nicht auf 'queere Eltern' oder 'Regenbogenfamilien' subsumiert werden kann.

Zudem werde ich, neben dem Aufzeigen möglicher Felder zur weiteren Forschung, eine Empfehlung unterbreiten, wie sowohl in Forschung als auch in anderen Formen des Schreibens und Sprechens zu trans* Elternschaft ein sensibler und respektvoller Umgang aussehen kann.

2. Theoretische (Vor-)Überlegungen und Forschungsüberblick

In diesem Kapitel werde ich - mittels theoretischer Konzepte, einem Überblick über bisherige (Nicht-)Repräsentationen von trans* Elternschaft in Forschung und aktivistischen Zusammenhängen, sowie historischer, rechtlicher und begrifflicher Rahmungen – den Kontext für meine spätere Ergebnis-Analyse eröffnen.

2.1 Trans Studies und Begrifflichkeiten

In diesem ersten Abschnitt werde ich mich den Ambivalenzen um den Begriff 'trans*' (im weitesten Sinne) widmen und einen kurzen historischen Abriss der Trans Studies liefern. Dies deshalb, weil ich meine Arbeit innerhalb der Trans Studies verorte, und meine spätere Ergebnis-Analyse im Kontext jener gelesen und verstanden werden müssen. Dafür erscheint es mir wichtig, einige grundsätzliche Debatten zu Begrifflichkeiten und der Geschichte der Trans Studies nachzuzeichnen, was ich im Folgenden versuchen werde.

2.1.1 Begrifflichkeiten

Trans*, Trans_, Trans, Transgender, Transident, Transsexuell, Transvestit,... so wie sich die politischen Bewegungen und Inhalte trans*-aktivistischer Zusammenhänge veränderten, so auch die Diskussionen darüber, welcher Begriff der „richtige“ sei. Bis in die 1960er Jahre war es, geprägt von den Sexualwissenschaften des frühen 20. Jahrhunderts, noch üblich, von „Transvestismus“ oder „Transsexualität“ zu sprechen (Baumgartinger 2017: 74), wobei sich letzteres zumindest in nicht betroffenen Teilen der Gesellschaft und in Gesetzen bis heute hält¹⁶. Sowohl von trans* Aktivist_innen als auch in den Trans Studies (wobei es hier einige Überschneidungen gibt) wurden bewusst Alternativen eingeführt und eingefordert. Zum einen, da „transsexuell“ von vielen Aktivist_innen „als pathologisierend und zu kurz gefasst“ abgelehnt wurde (ebd.: 76). Zum anderen gab es den Versuch, etwa mit dem Asterisk *, welcher den Wortstamm „trans“ ergänzt ('trans*'), einen Oberbegriff zu etablieren, welcher möglichst viele verschiedene Identitäten fassen kann¹⁷. Grundsätzlich gibt es den Anspruch, Menschen sprachlich zu repräsentieren, welche sich nicht oder nur teilweise mit dem

¹⁶ Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf den deutschsprachigen Raum. Für eine detaillierte Betrachtung der Entstehung und Kontextualisierung verschiedener Begriffe siehe Baumgartinger 2017: 39f. (Kapitel 2: „Begriffsgenealogie – Entstehung von Trans-Gender & Co“).

¹⁷ Ähnliches gilt für Trans_ oder TransX. Vgl. ausführlicher hierzu Baumgartinger 2017: 63f.

Geschlecht, zu welchem sie bei der Geburt eingeteilt wurden¹⁸, identifizieren. Die Etablierung eines Oberbegriffs birgt wie so oft auch hier die Gefahr einer Vereinnahmung und der Negierung von (bewusst gewählten) Selbstbezeichnungen. So werden Personen als trans* bezeichnet, obwohl sie sich selbst nicht so beschreiben würden. Insbesondere für inter* Personen traf dies lange zu, und tut es zum Teil immer noch (vgl. Grigowski 2016:8f.). Auch gibt es in trans* aktivistischen Kontexten Debatten darüber, ob eine Groß- oder Kleinschreibung sinnvoller wäre, und auch das * steht unlängst in der Kritik (vgl. transgeniale f_antifa 2015). Baumgartinger weist zudem darauf hin, dass das Konzept „TransGender“ ein eurozentristisches sei, und dass es auf der Welt durchaus noch andere Konzepte als das der Zweigeschlechtlichkeit gibt, weshalb das Prinzip von „trans*“ nicht als universalgültig greifen könne (vgl. Baumgartinger 2017: 57f.). Baumgartinger benennt in diesem Zusammenhang das Digital Transgender Archive, welches „eine umfangreiche Liste mit Kurzbeschreibungen verschiedenster Geschlechter aufzeigt“ (ebd.: 59). Letztlich kann festgehalten werden, dass die Diskussion um die Begriffe nie abgeschlossen sein wird, da es ein stetiger und sich wandelnder Prozess ist, bei dem es darum geht, Widersprüchlichkeiten auszuhalten, Selbstbeschreibungen anzuerkennen und Vereinnahmungen möglichst zu verhindern. Die Debatten um sprachliche Repräsentationen gehen oftmals einher mit politischen Forderungen und sind ebenso Teil der Trans Studies. Um diese soll es im Folgenden gehen.

2.1.2 Trans Studies

Die Trans Studies sind ein noch vergleichsweise junger Forschungszweig, dessen Anliegen es ist, kritische Wissenschaft und aktivistische Praxis zusammenzubringen (vgl. Baumgartinger 2017: 28f.). Ebenso wie andere kritische Wissenschaften z.B. die Gender Studies, Black Studies, Dis/Ability Studies usw. entstanden die Trans Studies aus sozialen Bewegungen heraus, sind also ein Produkt eben jener und sollen daher nicht gesondert, sondern als Teil aktivistischer Politik begriffen werden: „TransAktivismus und TransSelbstorganisation sind *die* [Hervorhebung im Original] Grundlage der Trans Studies“ (ebd.: 23). An dieser Stelle möchte ich einige historische Punkte der Trans Studies umreißen, damit eine Kontextualisierung meiner Arbeit (besser) möglich ist.

¹⁸ Meistens ist zur Zeit eher die Rede von „bei der Geburt zugewiesenem Geschlecht“. Ich wähle bewusst einen anderen Ausdruck, da bei einem Vortrag von Lucie Veith (am 23.09.2016 in Göttingen zu „Jenseits der Geschlechtergrenzen. Zur (Un)Sichtbarkeit von Intergeschlechtlichkeiten aus aktivistischer Perspektiven“) die Referentin darauf aufmerksam machte, dass das „Zuweisen“ eines Geschlechts eine gewaltvolle Erfahrung von vielen inter* Neugeborenen sei und somit eine Vereinnahmung durch die trans* Definition darstellt.

Etwa um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert tauchten im europäischen Raum erstmals Konzepte und Forschungen auf, die sich mit geschlechtlicher „Abweichung“ beschäftigen¹⁹; besonders nennenswert ist hier Magnus Hirschfeld, der die Begriffe „Homosexualität“ und „Transvestismus“ prägte (vgl. Schirmer 2010: 115). Durch die Politik der Nationalsozialisten sowie eine repressive Zeit danach, war in Europa längere Zeit keine Forschung in diese Richtung möglich bzw. wurde zensiert und vernichtet. Die Nachwirkungen der NS-Zeit waren auch in der jungen, reaktionären BRD noch spürbar (vgl. Baumgartinger 2017: 97f.). Dennoch lässt sich bereits seit den 1960er Jahren eine soziale Bewegung von trans* Personen verzeichnen, welche Forderungen u.a. nach geschlechtlicher Selbstbestimmung beinhaltete. Diese wurden allerdings durch die sich radikalisierenden Schwulen- und Lesbenbewegungen eher an den Rand gedrängt (vgl. Schirmer 2010: 121). Ein gutes Beispiel hierfür ist die Vereinnahmung der 'Stonewall Riots'²⁰, an denen maßgeblich Schwarze trans* Frauen beteiligt waren, und welche schon nach kurzer Zeit von *weißen* schwulen cis Männern für sich beansprucht wurde (vgl. Ophelian 2016). Die hier bereits angedeutete Ignoranz (bis hin zu offener Feindlichkeit) insbesondere gegenüber trans* Frauen ist ein trauriges Merkmal der vor allem lesbischen feministischen Bewegung der 1970er und 1980er Jahre, und hat noch bis heute massive Nachwirkungen²¹ (vgl. Schirmer 2010: 123; sowie Baumgartinger 2017: 111).

Während die Sexualforschungen in Europa und den USA als Vorläufer der Trans Studies bezeichnet werden können (vgl. Baumgartinger: 86), sei Sandy Stones „The Empire Strikes Back: A Posttranssexual Manifesto“ (2006)²² der Text, welcher später als Startpunkt der Trans Studies genannt wurde (vgl. Baumgartinger 2017: 110). Besonders neuartig und bemerkenswert an Stones Manifest war u.a. die Forderungen nach dem Aufbrechen der zweigeschlechtlichen Ordnung, nach der Beendigung von trans* Pathologisierung²³, sowie die Anerkennung nicht-binärer trans* Identitäten (vgl. Baumgartinger 2017: 112f.). In den 1990er Jahren folgten weitere wichtige Werke, die den Trans Studies zugeordnet werden

¹⁹ Für eine detailliertere und kritischere Betrachtung der frühen Sexualforschung vgl. Schirmer 2010: 115f. und Baumgartinger 2017: 88f.

²⁰ Das „Stonewall Inn“, eine Bar in der Christopher Street in New York, war ein beliebter Ort für queere Personen in den 1960er Jahren. Insbesondere Schwarze trans* Frauen und Sexarbeiter_innen fanden dort einen Raum, in dem sie „unter sich“ sein konnten. Die Bar wurde häufig Ziel von Polizei-Razzien. Bei einer dieser Razzien, nämlich am 27.6.1969, wehrten sich die Besucher_innen des Lokals und es kam zu einem mehrtägigen Aufstand gegen Polizeigewalt. Vgl. hierzu auch Ophelian 2016: 36'-41'.

²¹ Einen aktuellen Überblick zu Diskriminierungen von trans* Frauen vgl. Faulenza 2017.

²² Baumgartinger (2017: 110) gibt an, der Text sei 1987 auf der Konferenz 'Other Voices, Other Worlds: Questioning Gender and Ethnicity' entwickelt und „1988 erstmals öffentlich präsentiert und 1991 erstmals publiziert“ worden. Stones Text war zudem eine direkte Antwort auf Janices Raymonds massiv trans* Frauen feindliches Buch „The Transsexual Empire“ (1979).

²³ Vgl. hierzu auch Alex (2014).

können, z.B. Feinbergs „Transgender Liberation: A Movement Whose Time Has Come“ (1992), Bornsteins „Gender Outlaw: On Men, Women, and the Rest of Us“ (1994) sowie Strykers „My Words to Victor Frankenstein above the Village of Chamounix: Performing Transgender Rage“ (2006). Stryker fordert in ihrem Werk dazu auf, dass trans* Personen sich Begriffe aneignen sollen, die verwendet wurden, um sie zu diffamieren oder stigmatisieren (wie „Monster“ oder „Kreatur“); so wie es auch bereits mit anderen Worten in feministischen Kontexten geschah, wie zum Beispiel bei „dyke“, „fag“, „queer“, „slut“ und „whore“ (vgl. Stryker 2006: 246f.). Das Thema (Wieder-)Aneignung oder Umdeutung von Begriffen zur Dekonstruktion zweigeschlechtlicher Normen ist noch heute aktuell in den Trans Studies, wie zum Beispiel bei Hale (2005) oder Bauer (2014) im Kontext der BDSM-Szene. Auch in dieser Arbeit wird es später (Kapitel 4.3) noch darum gehen.

Im deutschsprachigen Raum gibt es etwa seit Anfang der 2000er Jahre Forschungen, welche in den Trans Studies verortet werden können, z.B. polymorph 2002, Schirmer 2010, Bauer 2014, Hoenes 2014, Baumgartinger 2017.

Seit Beginn der 2000er Jahre werden die Trans Studies an sich auch zunehmend (selbst-)kritischer betrachtet. Beispielsweise gab es Kritik an der Vereinnahmung von inter* Personen und an Rassismus innerhalb der Trans Studies (vgl. Baumgartinger 2017: 121). An den Versuch, die Trans Studies möglichst intersektional zu denken, macht sich der „Transgender Gender Studies Reader 2“, welcher beispielsweise nicht-weiße und disabled Perspektiven in den Fokus rückt (vgl. Stryker/ Aizura 2013).

Ohne die kontinuierliche Arbeit von Aktivist_innen wären viele gesellschaftliche und gesetzliche Änderungen nicht möglich gewesen, und ebenso wären keine Trans Studies ohne trans* Aktivismus denkbar. Dass ich an dieser Stelle bemängeln kann, dass Elternschaft in den Trans Studies bisher kaum Thema ist, ist insofern ein Privileg, als dass zumindest einige fundamentale Rechte bereits erkämpft worden sind²⁴ und es nun möglich ist, genauer hinzuschauen. Die Trans Studies setzen dort an, wo bislang vereinnahmend, objektifizierend und pathologisierend über trans* Personen geschrieben oder geforscht wurde (vgl. Baumgartinger 2017: 25f.; 83f.). Hieran möchte ich mit dieser Arbeit anknüpfen.

2.2 Leerstellen in queer-feministischen Debatten zu Elternschaft

Wenn mensch sich mit dem Thema trans* Elternschaft befassen möchte, dann gelingt das am ehesten durch die Betrachtung queer-feministischer Publikationen, die zumindest den

²⁴ Wie zum Beispiel, dass eine „dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit“ (von Aktivist_innen auch als Zwangssterilisation bezeichnet) seit 2011 nicht mehr Pflicht ist für eine Namens- und Personenstandsänderung. Vgl. dazu Kapitel 2.6.1.

Eigenanspruch haben, geschlechtliche Vielfalt darzustellen. Doch auch hier gibt es einige Fallstricke und Leerstellen. Im Folgenden werde ich daher versuchen, einen kleinen Einblick in die fehlende Repräsentation bzw. aktive Ignoranz von trans* Eltern in queer-feministischen Debatten und Forschungen zu geben.

Seit einigen Jahren gibt es innerhalb queer-feministischer Debatten den Versuch, Elternschaft außerhalb der cis-hetero-Kleinfamilien-Norm zu denken und insbesondere Mythen rund um Mutterschaft zu dekonstruieren. Bei genauerem Hinschauen wird allerdings deutlich, dass hier ebenfalls trans* Eltern entweder ignoriert, nicht ernst genommen oder bestenfalls in einem Nebensatz genannt werden, aber keinerlei weitere Beachtung finden. Auf diese Punkte werde ich kurz etwas genauer eingehen: Auf der Suche nach Texten zu trans* und Elternschaft machte ich häufiger die Erfahrung, dass sich hinter Titeln, die vermeintlich von LGBTIQ*-Familien handeln, Analysen lediglich über cis lesbische oder cis schwule Elternpaare²⁵ verbargen. Jedoch wurden Identitäten vereinnahmt, und sich eben nicht damit auseinandergesetzt, was die einzelnen Buchstaben zu bedeuten haben. So übten beispielsweise Hartmann (2014) und Nay (2017) Kritik am Begriff 'Regenbogenfamilie', welcher weitläufig eben nur schwule und lesbische Eltern meint, und verwenden stattdessen lieber Begriffe wie „queere Familie“ (Hartmann 2014: 219) oder „LGBT*Q mit Kind(ern)“ (Nay 2017: 45). Beide Autor_innen machen aber anschließend genau das, was zuvor noch kritisiert wurde: Sie fokussieren sich lediglich auf cis-lesbische und cis-schwule Elternpaare. Das Vereinnahmen von Identitäten betrifft hierbei nicht nur trans* Eltern, sondern bspw. ebenso bi- und inter* Eltern. Gleichzeitig scheint es auch im Verständnis einiger Autor_innen keine Differenzierung zwischen sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität zu geben. Wenn von „gleich- und trans*geschlechtliche[r] Elternschaft“ (Nay 2017: 68) die Rede ist, vermittelt das den Eindruck, beides gleichzeitig würde nicht gehen. Zudem ist diese Stelle in etwa die einzige, in der trans* Elternschaft Erwähnung findet, aber lediglich als inhaltsleere Hülle. Beide Publikationen sind einige der wenigen, in der trans* Elternschaft explizite Erwähnung findet. Dennoch finden die Perspektiven von trans* Eltern kaum Eingang in die Auseinandersetzung der Texte mit queeren Perspektiven auf Elternschaft.

Auch Janssen (2016) macht die Beobachtung, dass in feministischen Debatten zu Elternschaft zwar der Versuch gemacht wird, verschiedenen Identitäten Raum zu geben, aber letztlich doch davon ausgegangen wird, dass in einer Familie eine weibliche Person schwanger war (vgl. Janssen 2016: 149). Die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit bleibt unangetastet. So gesteht beispielsweise Eismann (2013) zwar trans* Männern zu, schwanger werden zu

²⁵ Jedoch wurden Identitäten vereinnahmt, und sich eben nicht damit auseinandergesetzt, was die einzelnen Buchstaben zu bedeuten haben.

können (vgl. Eismann 2013: 67), schließt sich dann aber einer Einschätzung von Antje Schrupp an, nach der Schwangerschaften eben doch inhärent weiblich seien (vgl. ebd.: 68). Schrupp ist Politikwissenschaftlerin und schreibt seit vielen Jahren (vor allem online) über feministische Perspektiven auf Sorge-Arbeit und erlangt damit meines Erachtens nach recht große Reichweite. Schrupp wird zudem häufig zitiert, wenn es um feministische Perspektiven auf Schwangerschaft geht, weshalb ich ihr hier auch diese spezielle Aufmerksamkeit zuteil werden lasse. Schrupp unterscheidet zwischen Frau* (also mit Asterisk *) und Frau (ohne *) folgendermaßen:

„Zum Thema Frau* – in meiner Schreibweise meine ich damit alle Menschen, die von klein auf in dem Bewusstsein erzogen worden bzw. aufgewachsen sind, dass sie später mal schwanger werden können. [...] Also letztlich meine ich die meisten Cisfrauen und Transmänner. Alle, die sich mit der Frage, ob sie schwanger werden wollen oder nicht, auseinander setzen müssen. [...] Ansonsten: Das Sternchen benutze ich bei Frau*/Mann* sowieso nur, wenn es um ein Thema geht, bei dem die Frage des Evtl-Schwangerwerdendkönnens (oder nicht) relevant ist. Bei den allermeisten Themen ist sie das ja nicht“ (Schrupp 2017, als Antwort auf ein Kommentar auf ihrem Blog).

Schrupp macht hier eine klare Trennung von geschlechtlicher Identität auf: Bei jedem beliebigen Thema erkenne sie trans* Männer als Männer an, aber sobald es um Schwangerschaften geht, fallen trans* Männer ihrer Auffassung nach unter Frauen*. Hier stellt sich unmittelbar die Frage nach Deutungshoheit. Welche Stimmen zu trans* Elternschaft werden gehört, und welche nicht? Welche Auffassungen zu Geschlecht und Schwangerschaft finden Platz in feministischen Debatten, und welche werden ignoriert? Soviel sei schon vorab erwähnt: Keine der trans* Personen, die ich für diese Arbeit interviewt habe, die selbst schwanger waren, würde sich selbst als „Frau*“ bezeichnen. An diesem Beispiel lässt sich zeigen, dass queere und trans* Identitäten weithin als „Freizeitspaß“ (vgl. Grantel 2012) verhandelt werden (vgl. dazu auch Janssen 2016:149f.) und sich bei Schwangerschaften auf vermeintliche 'biologische Tatsachen' berufen wird.

„So lange bestimmte biologische Vorgänge nicht ernsthaft von angeblichen biologischen Geschlecht und Gender getrennt werden, wohnt Debatten um Schwangerschaft und Stillen also eine Naturalisierungstendenz inne und diese schließt trans/*queere Erfahrungswelten aus“ (Janssen 2016: 150).

An dieser Stelle ließ sich also zeigen, dass es auch innerhalb (queer-)feministischer Diskurse Normen gibt, an denen bisher kaum gerüttelt wird. Dazu gehören Normen bezüglich des Konzepts Familie, sowie heteronormative und repronormative Vorstellungen von Elternschaft.

Um diese Normen und Ansichten besser nachvollziehbar und sichtbar zu machen, werde ich sie auf den nächsten Seiten genauer untersuchen. Als erstes werde ich skizzieren, inwiefern heteronormative Vorstellungen von Elternschaft heute wirken, und damit einhergehend auch einen genaueren Blick auf den Mythos 'Mutter' werfen. Danach werde ich Konzepte und Analysen von queeren bzw. 'Regenbogenfamilien' betrachten, da diese auch den Anspruch haben, sich Familienbilder abseits der Norm anzuschauen und somit vermutlich Anknüpfungspunkte an mein Thema gegeben sind. Anschließend rückt das Konzept der Repronormativität ins Blickfeld und damit auch trans* Schwangerschaften, welche bei den meisten Publikationen zu 'Regenbogenfamilien' unter den Tisch fallen. Abschließend möchte ich in diesem Teil noch aufzeigen, wie es einerseits rechtlich aussieht für trans* Eltern in Deutschland und andererseits wie ihre Lebensrealitäten bisher dargestellt sind. Denn trotz der hier bereits aufgezeigten Leerstellen sind sie nicht völlig unsichtbar, was ich gerne erläutern möchte.

2.3 Heteronormativität und vergeschlechtliche Rollenbilder in Familien

Das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie, welches mehrheitsgesellschaftlich und politisch als „das natürliche“ Familienmodell etikettiert wird, ist ein vergleichsweise junges Modell, welches etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung entstand (vgl. Maihofer et al. 2001: 13f.)²⁶. Es entwickelte sich ein Mythos von 'Natürlichkeit' um diese Form von Familie, dessen Zweck es ist „Ungleichheiten in Macht und Status zu legitimieren, Ungerechtigkeiten zu verschleiern und den Eindruck einer Unveränderbarkeit der vorherrschenden Ordnung zu zementieren“ (Hartmann 2014: 218). Familie wird als privater Ort schlechthin adressiert, wobei aber genau das Gegenteil der Fall ist:

„'Familie' ist damit nicht als 'vor-sozial' und natürlicher 'Ort' des Privaten zu fassen, sondern politisch hergestellt und reguliert und als Instanz staatlicher Regulierung, welche eine zentrale Rolle im Regieren gesellschaftlicher Reproduktion und privatisierter Reproduktionsarbeit einnimmt“ (Hajek 2013: 520).

Hajek führt weiterhin an, dass Familie ebenso ein Ort ist, in dem Geschlechterhierarchien gefestigt werden, zum Beispiel bei Fragen der Verteilung von Sorge-Arbeit oder (materieller wie sozialer) Ressourcen und Anerkennung (vgl. ebd.: 532f.). Demnach kann Familie „als

²⁶ Maihofer (et al. 2001) machen allerdings auch darauf aufmerksam, dass zumindest in Westeuropa schon seit ca. dem 14. Jahrhundert die Kernfamilie (Mutter, Vater, viele Kinder) und nicht die bis heute mystifizierte Großfamilie dominierte. Jedoch war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eher die Rede von 'Haushalt' statt von 'Familie'. Es entstand die Trennung von Erwerbsarbeit und Familie und damit einhergehend die geschlechtliche Arbeitsteilung, bei der der Mann einer Vollzeit-Erwerbstätigkeit nachgehen und die Frau sich um den (von da an privaten, intimen) Bereich der Familie kümmern sollte (vgl. ebd.: 15).

zentraler Aspekt von Hegemonie erfasst werden“ (ebd.). Böcker zufolge sind die Institutionen Ehe und Familie zudem eng verwoben mit nationalstaatlichen Werten (vgl. Böcker 2011: 3f.). Familie ist sowohl Hort als auch (Re-)Produktionsstätte heteronormativer und biologistischer Verwandtschaftskonzeptionen (vgl. Hajek 2013: 534). Im Folgenden soll daher erläutert werden, wie sich das Konzept von Heteronormativität in der Institution Familie widerspiegelt und wie sich das in konkreten (vergeschlechtlichen) Rollenbildern äußert.

Butlers (1991) Konzept der heterosexuellen Matrix und der geschlechtlichen Intelligibilität meint, dass bei der Geburt eines Menschen eins von zwei anerkannten Geschlechtern zugeordnet wird (nämlich Mann oder Frau), dass diese persistent und unveränderbar seien und in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stünden, sowie sich unmittelbar aufeinander bezögen. Weiterhin heißt das, dass angenommen wird, dass sich das sexuelle Begehren dieser zwei vermeintlich eindeutig voneinander unterscheidbaren Geschlechter Mann und Frau immer auf das jeweils andere Geschlecht richtet, also heterosexuell verortet ist. Bei Heteronormativität geht es also um eine gesellschaftliche Strukturkategorie, welche dazu führt, dass Menschen, die sich nicht mit dem bei der Geburt zugeordnetem Geschlecht identifizieren bzw. die sich geschlechtlich nicht eindeutig verorten können oder wollen, sowie diejenigen, die nicht heterosexuell Begehren, aus dem Raster der heterosexuellen Matrix herausfallen und so als das 'Andere' markiert werden (vgl. Butler 1991: 38f.).

In diesem Sinne wird nachvollziehbar, wie die Norm der heterosexuellen Ehe und Familie auf Grund ihrer Wirkmächtigkeit aufrechterhalten bleibt. Innerhalb dieses Konstrukts spiegelt sich das Ideal heteronormativer Wertvorstellungen wider: Zwei Menschen, Mann und Frau, die eindeutig geschlechtlich voneinander unterscheidbar sind, befinden sich in einer heterosexuellen Paar-Beziehung²⁷ und reproduzieren sich. Dass in dieser Form der Paarbeziehung bzw. Familie geschlechtliche Hierarchien herrschen und fortgeführt werden, ist eins *der* zentralen Themen der Frauen- und Geschlechterforschung. Im Klassiker Bock/Duden (1977) „Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“ wird beispielsweise deutlich herausgestellt, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der ungleichen Verteilung von Sorge-Arbeit, Geschlechterverhältnissen und kapitalistischer Ausbeutung gibt²⁸. Auch aktuelle feministische Forschungen setzen sich mit traditionellen Rollenverteilungen in heterosexuellen

²⁷ Eine weitere Norm ist die der monogamen Paar-Beziehung. Auch poly-amouröse Beziehungen passen nicht in das heteronormative Raster. Weiterführende Literatur dazu: z.B. Schroedter/ Vetter (2010), Easton/ Liszt (2009).

²⁸ Hier sei nur beispielhaft Literatur benannt, welche sich mit feministischer Kapitalismuskritik auseinandersetzt: Federici/ Cox (2012), Winker (2015), Penny (2012), Adamczak (2017), Aulenbacher/ Riegraf/ Völker (2015).

Paarbeziehungen auseinander; zum Teil auch mit expliziten Fokus darauf, wie sich die Rollenverteilung ändert, wenn ein Kind hinzukommt (z.B. Tietge 2016). So lässt sich zum Beispiel belegen, dass (cis) Männer, sobald sie Väter werden, trotz vorheriger egalitärer oder gar heteronormativitätskritischer Ansprüche, überproportional oft in die traditionelle Vaterrolle fallen (vgl. Tietge 2016: 199f.). Hier zeigt sich, was ich bereits eingangs erwähnte: Mit Elternschaft verschärfen sich traditionelle geschlechtliche Rollenbilder. Insbesondere der Mythos darüber, wie eine gute Mutter zu sein hat, hält sich hartnäckig. Mutterschaft bedeutet demnach Aufopferung und Pflichterfüllung (vgl. Malich 2013: 22). Hinzukommen noch die Anrufungen des Neoliberalismus, nach denen eine Mutter zudem schön und sexy sein soll, Erfolg im Beruf haben und ihren Kindern die gesündesten Brotdosen packen soll (vgl. ebd.: 29). Außerdem sind nach dieser Logik jegliche Ungleichheiten Ergebnis individueller (Fehl-)Entscheidungen und nicht etwa struktureller Benachteiligungen (vgl. Malich 2014: 159). Mutterschaft wird als ein zentrales Merkmal von Weiblichkeit verstanden und umgekehrt werden jeder Frau fürsorgliche, 'mütterliche' Fähigkeiten zugesprochen, unabhängig davon, ob sie Kinder hat oder welche haben will:

„Wenn Weiblichkeit einen Bezug zu Leben, Liebe und Fürsorge darstellen soll und Frauen qua ihrer Natur eine Kompetenz für Pflege und Einfühlsamkeit unterstellt wird, kann ihnen leicht ein Strick daraus gedreht werden: Denn wenn sie dem nicht nachkommen, gelten sie als selbstsüchtig, gefühllos und unnatürlich“ (Diehl 2016: 85).

Diese Anrufungen bzw. Vorwürfe betreffen nicht nur Frauen, sondern alle als cis-weiblich gelesenen Personen, also jenen, denen eine potentiell mögliche Schwangerschaft zugeschrieben wird, wie sich auch noch später in meinen Interviews zeigen wird.

2.4 Homonormativität und Forschung zu queeren Familien

Wie gerade aufgezeigt, sind heteronormative Vorstellungen von Familie noch fest in der Gesellschaft verankert, zusammen mit festgefahrenen geschlechtlichen Rollenbildern insbesondere von Müttern und zum Teil auch Vätern. Die heterosexuelle Kleinfamilie bildet nach wie vor die Norm, die als Standard-Wert fungiert und somit alle anderen Formen von Familie als minderwertig markiert:

„Eine zentrale Herausforderung der Erfahrungswelt *queerer* [Hervorhebung im Original] Familien muss somit zunächst in deren Unsichtbarkeit festgemacht werden, oder treffender, in der immer wieder angetroffenen Ignoranz, weder als Familie vorgesehen zu sein noch als solche wahrgenommen zu werden“ (Hartmann 2014: 217).

Im Zuge der Pluralisierung der Lebensformen gibt es aber inzwischen zumindest für einige wenige normabweichende Familienformen etwas mehr Akzeptanz in der Mehrheitsgesellschaft. Diese Akzeptanz kommt aber zumeist verknüpft an Bedingungen, welche letztlich darauf hinauslaufen, dass sich so weit wie möglich der bestehenden Norm angepasst werden soll. Dies bedeutet, dass queere Familien in der ständigen Beweisspflicht stehen, „als wertvoll, schützenswert und/oder förderungswürdig anerkannte Beziehungen zu führen“ (Mesquita 2012: 213). Mesquita weist darauf hin, dass eine Gleichheit bewiesen werden muss, um Benachteiligung aufzuheben (ebd. 190), und macht dies am Gleichheitsverständnis nach Maihofer deutlich:

„[Im Sinne des Gleichheitsverständnis; R.W.] verlangt die Forderung nach gleichen Rechten also nach einem Beweis für das tatsächliche Vorhandensein von Gleichheit [...]. Eine Ungleichbehandlung ist hingegen nicht nur prinzipiell zulässig, sondern vielmehr gerecht und geboten, wenn sachliche Gründe dafür vorliegen“ (Mesquita 2012: 185 nach Maihofer 1990).

Wenn also homosexuelle Paare nachweisen können, dass sie nicht 'schädlich' sind, und dass sie ja eigentlich 'genauso normal' sind, wie heterosexuelle Paare, werden ihnen Rechte zugesprochen. Nicht alle jedoch waren ausnahmslos von der Errungenschaft der 'Ehe für alle' überzeugt, und sowohl aus aktivistischer als auch soziologischer Perspektive wurden kritische Fragen gestellt. Einige der Auseinandersetzungen beschäftigen sich mit der Frage, inwiefern die 'Ehe für alle' eine Assimilation oder Subversion der bestehenden Verhältnisse darstellt. Nach jahrelangen Kämpfen wurde im Jahr 2001 die 'eingetragene Lebenspartnerschaft' in Deutschland eingeführt. Dies war aber laut Hajek (vgl. 2013: 528) das Resultat gesellschaftlicher Entsolidarisierung. Gemeint ist hier, dass wenn Familien durch die Neoliberalisierung als Absicherungsgemeinschaft dienen, um den Staat aus der Verantwortung sozialer Absicherung zu nehmen²⁹, eben auch manche alternative Lebensentwürfe Aufmerksamkeit bekommen. Während also gleichzeitig ein Umbau des Sozialstaates stattfand, war eine Hauptstrategie zur Erlangung gleicher Rechte „sich auf dominante Werte zu beziehen und das eigene subversive Potential und entsprechende Intentionen herunterzuspielen“ (Böcker 2011: 7), welche insbesondere vom Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) betrieben wurde. Dieser polarisierte mit seiner Politik auch laut Engel (2003: 43) zwischen „egoistischen, unsolidarischen Kinderlosen“ und „zukunftssichernden Familien“:

²⁹ Eine nähere Befassung mit dem Konzept der „neoliberalen Refamiliarisierung“ gibt es bei Ganz (2007).

„Auf diese Weise werden ganz spezifische Formen lesbischer und schwuler Existenz normalisiert, während andere umso legitimer als 'sexuelle Perversion' ausgegrenzt werden können“ (ebd.).

Diese Form von Anpassung an heteronormative Wertvorstellungen wird unter dem Begriff Homonormativität verhandelt. Dabei passieren zwangsläufig erneute Ausschlüsse (vgl. Nay 2017: 274f.), denn während sich die Einen anpassen, um der Norm zu entsprechen, grenzen sie sich gleichsam von anderen Marginalisierten ab: „Denn die Legitimierung, Aufwertung und Anerkennung der Einen, der 'good gays', geht für ihn [Warner 1999; R.W.] notwendigerweise einher mit der Delegitimierung, Abwertung und Stigmatisierung der Anderen, der 'bad queers'“ (Mesquita 2012: 210). Laut Nay gäbe es allerdings durchaus verschiedene, nicht pauschal zu verurteilende, Gründe, eine Ehe (oder vormals Lebenspartnerschaft) einzugehen. In einem Beispiel nennt Nay das Eingehen einer Ehe, um der_m Partner_in den Aufenthaltsstatus zu ermöglichen, was eben nicht (nur) Norm-Anpassung, sondern auch Widerstand sei (Nay 2017: 205).

Im Kontext der Debatten um die 'Ehe für alle'³⁰ gab es auch eine Reihe von Publikationen und Studien zu den sogenannten 'Regenbogenfamilien'³¹. In diesen wird ein genauerer Blick auf die Lebensrealitäten der Familien geworfen: Was bedeutet das Abweichen von der 'Normfamilie' für die Eltern, aber auch für die Kinder? Die normativen Anrufungen, welche cis-schwule und cis-lesbische Eltern bezüglich ihrer elterlichen Qualitäten erleben, gleichen in gewisser Weise denen der trans* Eltern, wie sich später noch zeigen wird. Hartmann (2014) wertete dazu verschiedene Studien zu Regenbogenfamilien aus. Hartmann konstatiert, „dass *queere* Familien nicht einfach passieren, sondern bewusst - und daher häufig sehr gewünscht - gegründet und aufgrund mangelnder Selbstverständlichkeiten [...] reflektierter und kreativer gestaltet werden müssen“ (Hartmann 2014: 223).

Ein Ergebnis von Hartmanns Auswertungen ist, dass es Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien nicht besser oder schlechter geht, als denen aus heterosexuellen Familien:

„Weder hinsichtlich der mentalen Gesundheit und der sozialen Anpassung der Kinder noch im Bezug auf die Tauglichkeit der Eltern und ihre elterlichen Fähigkeiten. Die Qualität der Eltern-Kind Beziehung - nicht aber die sexuelle

³⁰ Diese Debatte um die 'Ehe für alle' begann bereits in den 1990er Jahren, als es um die Einführung der 'eingetragenen Lebenspartnerschaft' ging, welche 2001 eingeführt wurde. Auch wenn es sich nicht um eine gleichwertige Institution wie die heterosexuelle Ehe handelte, so wurde die Debatte unter diesem Namen (oder auch unter 'Homo-Ehe') geführt. Seit 01.10.2017 gibt es in Deutschland auch die 'echte' Ehe für gleichgeschlechtliche Paare. Das Abstammungsrecht bleibt davon jedoch unberührt, vgl. dazu Kapitel 2.6.1.

³¹ Mit 'Regenbogenfamilien' sind jene Familien gemeint, die nicht der heteronormativen Kleinfamilie entsprechen, wobei sich aber zumeist nur auf cis schwule oder cis lesbische Elternpaare bezogen wird. Damit einhergehend kamen auch Fragen zum Adoptionsrecht sowie Zugängen zu reproduktiven Technologien auf, welche ich an dieser Stelle aber nicht weiter vertiefen werde. Weiterführende Literatur zu Reproduktiver Technologie: z.B. De Sutter (2014), Mamo (2007), Mamo/ Alston-Stepnitz (2015).

Orientierung des Elternteils - spielt die Schlüsselrolle in der kindlichen Entwicklung“ (Hartmann 2014: 222, zitiert nach Herek 2011: 19).

Im Gegenteil gäbe es sogar einige positive Aspekte. Die Kinder mit lesbischen oder schwulen Eltern seien toleranter, belastbarer und wiesen mehr demokratische Fähigkeiten auf (vgl. Hartmann 2014: 222f). Andererseits kommt Hartmann auch zu dem Schluss, dass jene Kinder Anfeindungen im öffentlichen Raum erleben, und deren Eltern häufig von der eigenen Herkunftsfamilie abgelehnt werden würden (welches manchmal auch den Verlust des Kontaktes zu Großeltern zur Folge habe), sowie die Konfrontation bzw. Verinnerlichung des Diskurses ein Kind bräuchte zwingend eine Mutter oder bestenfalls sogar „sowohl eine gleich- als auch eine gegengeschlechtliche Bezugsperson“ (ebd. 226). Hartmann weist aber ebenfalls auf die Problematik solcher Vergleiche hin:

„Mit dem möglichen Nachweis von Unterschieden ist die Gefahr verbunden, diese als Mangel oder Problem zu interpretieren. Aber auch der Nachweis gleicher oder besserer Entwicklungspotenziale der Kinder bleibt in Bezug zu gemischtgeschlechtlichen Familien gesetzt, bestätigt sie darüber in primärer Position, reproduziert ein Denken in Norm und Abweichung“ (ebd.: 223).

Der Grund, weshalb Hartmann überhaupt einen Anlass sieht, auf diese positiven Aspekte einzugehen, ist unter anderem die Debatte um die vermeintliche 'Frühsexualisierung' von Kindern, wie sie beispielsweise von Gruppen wie den 'besorgten Eltern'³² heraufbeschworen wird. Queere Familien stehen in der ständigen Beweispflicht, gute Eltern zu sein. Ihnen wird vorgeworfen, sich gegen das Recht von Kindern auf Mutter und Vater zu stellen, die Kinder mit ihrer Lebensweise in Gefahr zu bringen, so dass diese eine höhere Anfälligkeit für Mobbing und Suizid hätten, sowie den Kindern letztlich ihre „Gender-Ideologie“ aufdrückten (vgl. Schmincke 2015: 98f.). Das Kind dient hier als Chiffre für etwas, das Unschuld per se symbolisiert, und wird im Kampf gegen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt instrumentalisiert (vgl. ebd.: 93f.). Diese Debatten stellen eine konkrete Gefahr für queere Familien dar, da sie einen nicht unerheblichen Einfluss in der Mehrheitsgesellschaft und damit auch in der Gesetzgebung haben. Von daher ist es wenig verwunderlich, wenn sich (einige) queere Familien zur Norm-Anpassung genötigt fühlen, um Anerkennung zu erhalten; oder auch um ganz einfach ihr Leben zu schützen.

³² Die 'besorgten Eltern' sind eine konservative Gruppierung, welche sich 2013 gründete und bundesweit Demonstrationen „gegen Homosexualität bzw. ›Sexuelle Vielfalt‹, ›Gender‹ sowie eine wie auch immer gear-tete ›Sexualisierung‹“ mobilisierte (Schmincke 2015: 95). Über die inhaltliche Nähe der besorgten Eltern zu bspw. Rechtsextremen Gruppierungen siehe auch Queer.de (2014).

2.5 Repronormativität und trans* Schwangerschaften

Wie gerade gezeigt, gibt es einige Anknüpfungspunkte von klassischen 'Regenbogenfamilien' (also mit cis schwulen bzw. cis lesbischen Elternpaaren) und trans* Eltern bezüglich normativer Anrufungen hinsichtlich dessen, wie eine 'richtige' Familie oder gute Elternschaft auszusehen hat. Letztlich finden aber trans* Eltern, trotz der auch vorhandenen Ähnlichkeiten in den Erfahrungswelten nicht-normativer Elternschaft, kaum Aufmerksamkeit oder gar Anerkennung ihrer spezifischen Lebensrealitäten. Denn wie bereits in Kapitel 2.2 angedeutet, sind auch in Forschungen zu queeren Familien bestimmte normative Vorstellungen von Körper und Reproduktion sehr dominant.

Um dieser speziellen Dimension von Normvorstellungen gerecht zu werden, schlagen Stritzke/ Scaramuzza (2016) den Begriff Repronormativität vor. Mit Repronormativität ist die unhinterfragte Annahme gemeint, dass Elternschaft ausschließlich mit einem Mann und einer Frau geht, wobei beide cis und dyadisch³³ gedacht sind und das Kind gemeinsam zeugen und gebären (vgl. ebd.: 143). Stritzke/ Scaramuzza definieren Repronormativität in Anlehnung an Degeles Definition von Heteronormativität (vgl. Degele 2005: 19) folgendermaßen:

„[...] the complex reciprocity of social institutions, thought structures, modes of perception, practices, and manners of life that govern and give preference to binary gendered heterosexual procreation. It is based on the unconsciously internalized assumption that mankind is binary gendered and may only reproduce itself through heterosexual procreative intercourse“ (Stritzke/ Scaramuzza: 146).

Anschließend an Janssen (vgl. 2016: 145) würde ich zudem ergänzen, dass auch die Annahme, Familien würden grundsätzlich auf Reproduktion basieren (was beispielsweise bei Familien mit Pflege- oder Adoptivkindern nicht der Fall ist), als repronormativ einzuordnen ist. Auch wenn in der Forschung zu den sogenannten 'Regenbogenfamilien' Elternschaft im Sinne von Reproduktion nicht mit Heterosexualität einhergeht, so existiert aber weiterhin die Vorstellung, dass es zum Kinder kriegen eben doch einen Mann und eine Frau braucht. Sowie weiterhin die Vorstellung, dass nur Frauen Kinder gebären könnten, und Männer nicht. Das Verknüpfen von Geschlechterrollen an Körperfunktionen wird nicht in Frage gestellt. Wie selbstverständlich wird beispielsweise angenommen, dass ein lesbisches Paar einen Samenspender, oder dass ein schwules Paar eine Leihmutter bräuchte. Die Möglichkeit, dass eine der beiden Personen trans* (oder inter*) und somit auch in einer homosexuellen Partnerschaft leibliche Kinder entstehen können, ist nach wie vor ein nahezu undenkbares

³³ Definition von dyadisch nach Queer Lexikon: „Als dyadisch werden Menschen bezeichnet, die nicht intersexuell sind, also deren Körper in eine eindeutige medizinische Norm von männlichen bzw. weiblichen Körpern passen.“ (Stand von 28.09.2015).

Szenario. Und zum Beispiel wird die Tatsache, dass auch cis Frauen nicht schwanger werden können oder wollen, gänzlich ausgeklammert (vgl. hierzu auch Diehl 2016).

Ich gehe davon aus, dass es trans* und inter* Schwangerschaften schon so lange gibt, wie es eben auch trans* und inter* Personen gibt. Wie bereits in Kapitel 2.1 dargelegt, gab und gibt es je nach zeitlichem und geografischem Kontext verschiedene Begriffe für das, was ich hier als trans* bezeichne; von daher kann davon ausgegangen werden, dass es zu jeder Zeit schwangere trans* (und auch inter*) Personen gab. Jedoch blieben deren Schwangerschaften weitestgehend unsichtbar. Zum einen, weil sie in der Medizin nicht als solche aufgezeichnet wurden, und zum anderen, weil es – beispielsweise auf Grund des Zwangs zur Fortpflanzungsunfähigkeit für trans* Personen (dazu mehr in Kapitel 2.6.1) – oftmals gar nicht erst zu Schwangerschaften kam (vgl. Stritzke/ Scaramuzza 2016: 149). Deshalb sei die Nachzeichnung der Geschichte von trans* Schwangerschaften so schwierig; und solange etwas unsichtbar sei, könne es auch nicht an bestehenden Normen rütteln (vgl. ebd.). Laut Stritzke/ Scaramuzza sei es außerdem wichtig, trans* und inter* Schwangerschaften zusammen zu denken, da beide die Repronormativität in Frage stellen (vgl. ebd.: 151). Doch bisher sei das Thema trans* und inter* Schwangerschaften noch deutlich unterforscht, ganz zu schweigen von einer genaueren Betrachtung der Verknüpfungen zwischen trans* und inter* Schwangerschaften.

Um also die spezifischen Erfahrungen³⁴ meiner Interview-Partner_innen theoretisch einbetten zu können, müssen andere Konzepte herangezogen werden, um diese dann wiederum für meine Forschung nutzbar zu machen. Ich versuche das im Folgenden mit dem Konzept zu „gestalthaften Schwellenwerten“ von Lindemann (1993), welches Schirmer (2010) am Beispiel von Drag Kinging verdeutlicht. Ausgangspunkt ist Lindemanns These, dass Menschen ihr Gegenüber in der Interaktion durch einzelne Merkmale in ihrer Gesamtheit erfassen, wobei die einzelnen Merkmale nicht als solche identifiziert werden. Die Veränderung eines einzelnen Merkmals wird demnach zwar nicht konkret identifiziert, aber es kann zu einer Verschiebung in der (geschlechtlichen) Wahrnehmung des Gegenübers kommen (vgl. Schirmer 2010: 199 zitiert nach Lindemann 1993: 133f.). Im Beispiel von Schirmer ist es der (geklebte oder gezeichnete) Bart von Drag Kings. Der Bart ist hier jener „gestalthafter Schwellenwert“, also „ein Detail dessen Hinzukommen eine Veränderung der Gestalt bewirken kann“ (Schirmer 2010: 203). Meiner Ansicht nach lässt sich das Konzept auch auf Schwangerschaften anwenden. Sobald eine Person als schwanger identifiziert wird,

³⁴ Im Folgenden beziehe ich mich wieder nur auf trans* Schwangerschaften, da ich in meiner Erhebung ausschließlich trans* Personen befragt habe (die sich zumindest mir gegenüber nicht als inter* erkenntlich gegeben haben).

wird diese Person als Frau gelesen. Die Schwangerschaft fungiert also als (nicht unerhebliches) Detail, welches die spontane Zuordnung in die Kategorie 'Mann' nicht zulässt. Eine Schwangerschaft offenbart zudem indirekt, was zuvor als vermeintliches Indiz für geschlechtliche Zugehörigkeit verstanden wird: Im Allgemeinen wird Geschlecht an Genitalien festgemacht, obwohl diese in der alltäglichen Interaktion so gut wie nie erkennbar sind. Eine Schwangerschaft jedoch lässt ziemlich sicher auf einen vorhandenen Uterus schließen und verifiziert damit vermeintlich ein Geschlecht, selbst wenn beispielsweise das gesamte äußere Erscheinungsbild eher als 'männlich' gelesen wird. Dies gilt auch noch nach der Schwangerschaft: Insbesondere bei nicht-binären trans* Personen, die eher als weiblich gelesen werden, wirkt ein Kind wie eine Art externer „gestalthafter Schwellenwert“. Ein Kind kann das „Detail“ sein, welches die Person in der Gesamtheit des Erscheinungsbildes, wieder in eine binär-geschlechtliche Kategorie einsortiert, wenn womöglich aber vorher (also ohne Kind an der Seite) das Erscheinungsbild uneindeutig war³⁵. Eine Schwangerschaft ist zudem eine Art Freibrief für Fremddefinierungen:

„Schwangere Körper gehen in den Besitz der Öffentlichkeit über, die sich -ohne zu fragen- das Recht nimmt, sie zu beurteilen, zu berühren, zu kommentieren oder gar zu 'beschützen'.“ (Eismann 2013: 61)

Hier kommt es für schwangere trans* Personen zu einer Mehrfach-Diskriminierung. Denn wie Janssen (vgl. 2016: 151) schon treffend bemerkt, ist es ein Privileg, vor einer Schwangerschaft nicht öffentlichen oder medizinischen Zugriffen auf den eigenen Körper ausgesetzt gewesen zu sein. Ein Privileg, welches Schwarze, behinderte, kranke, inter* oder trans* Körper in der Regel nicht haben.

2.6 Lebenssituation von trans* Eltern in Deutschland heute

In den vorangegangenen Kapiteln lag der Fokus vor allem auf den Leerstellen bezüglich der Nicht-Repräsentation von trans* Eltern. Es gibt tatsächlich so gut wie keine deutschsprachige Forschung zu diesem Thema; wohl aber zumindest ein wenig Repräsentation innerhalb aktivistischer Kontexte. Um also etwas über die Lebensrealitäten von trans* Eltern aussagen zu können, ist der Blick in die Forschung nicht ausreichend. Den meines Erachtens nach größten Stellenwert im deutschsprachigen Raum zur Repräsentation von trans* Eltern leistete die Zeitschrift *Queerulant_in* mit einem Schwerpunktthema im Heft Nummer 8 zu „Trans*

³⁵ Wie allerdings auch schon bei Schirmer (2016: 200, zitiert nach Lindemann 1993) festgehalten wird, sind geschlechtliche Lesarten sowohl intra- als auch interkulturell variabel.

und Elternschaft“³⁶. Bevor ich die Beiträge in dieser Ausgabe detaillierter vorstellen werde, möchte ich zunächst einen genaueren Blick auf die rechtliche Situation von trans* Eltern in Deutschland werfen. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es verschiedene Gesetze, die die Leben von trans* Eltern direkt und auch indirekt beeinflussen, beschränken bzw. die eine Elternschaft von trans* Personen unsichtbar machen oder gar ganz verhindern soll. Von daher kann davon ausgegangen werden, dass die rechtliche Lage sowohl Ursache, als auch unmittelbar und reziprok wirkmächtig ist für die (Nicht-)Repräsentation von trans* Eltern.

2.6.1 Rechtliche Situation

Das „Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen“ (das sogenannte „Transsexuellengesetz“, im Folgenden TSG) beinhaltet mehrere Stellen, an denen die Rechte von trans* Eltern reguliert werden. Am schwerwiegendsten war der Absatz, welcher die dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit von trans* Personen gewährleisten sollte: Erst seit einer Entscheidung des Bundesverfassungsgericht im Jahr 2011 besteht kein Zwang mehr zur Sterilisation bei gewünschter Vornamens- und Personenstandsänderung (VÄ/PÄ). Bis dahin war die Voraussetzung für eine VÄ/PÄ, dass die betreffenden Personen „dauernd fortpflanzungsunfähig“ sind, sowie sich geschlechtsangleichenden operativen Maßnahmen unterzogen haben (TSG§8)³⁷. In der Konsequenz bedeutete dies, dass alle trans* Personen, die eine VÄ/PÄ wünschten, keine Kinder bekommen konnten; was ganz offensichtlich auch das erklärte Ziel des Gesetzes war. Trans* Eltern waren nicht erwünscht. Während die dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit für verfassungswidrig erklärt wurde, besteht heute immer noch das Gesetz, wonach die VÄ für ungültig erklärt wird, wenn eine Person innerhalb von 300 Tagen nach dem rechtskräftigen Urteil ein Kind bekommt oder auch anderweitig ein Kind als das Eigene anerkennt (TSG §7 Abs. 1 (1)). Die genannte Anzahl von 300 Tagen wird im Gesetz selbst nicht erklärt, lässt sich aber aus dem Kontext erschließen: So lange dauert in etwa eine Schwangerschaft. In der Erläuterung des Gesetzesentwurfs von 1979 steht zu diesem Paragraph, dass „davon ausgegangen werden [muss], daß die Person, deren Vornamen aufgrund von TSG§1 geändert worden sind, sich wieder dem in ihrem Geburtseintrag angegebenen

³⁶ Auch wenn die Print-Ausgabe 'nur' eine Auflage von 5000 Stück hatte, so ist sie nach wie vor online als PDF sowie als Audio-Version verfügbar.

³⁷ 2011 erklärte das Bundesverfassungsgericht, dass §8 Abs. 1 Nr. 3 u. 4 mit dem Grundgesetz unvereinbar sind. Das Gesetz selbst wurde noch nicht reformiert, die entsprechende Regelung wird in einer Fußnote erläutert.

Geschlecht zugehörig empfindet“(Deutscher Bundestag 1979: 14)³⁸. Nach der Logik dieses Gesetzes ist es inhärent ausgeschlossen, dass Kinder haben und trans* sein zusammen geht. Die Verknüpfung von Elternschaft an (eindeutig) vergeschlechtliche Rollen zeigt sich hier besonders deutlich. Ein weiterer Paragraf soll eigentlich ein Outing-Zwang für trans* Personen verhindern. Dies gilt allerdings nicht für trans* Eltern:

„In dem Geburtseintrag eines leiblichen Kindes des Antragstellers oder eines Kindes, das der Antragsteller vor der Rechtskraft der Entscheidung nach § 1 angenommen hat, sind bei dem Antragsteller die Vornamen anzugeben, die vor der Rechtskraft der Entscheidung nach § 1 maßgebend waren“ (TSG§5, Abs. 3, Offenbarungsverbot).

Trans* Eltern werden also gezwungen, auf der Geburtsurkunde ihrer Kinder den alten Namen zu führen. Zudem werden diejenigen, die das Kind geboren haben, immer zwangsläufig als „Mutter“ eingetragen. Dagegen hat erst kürzlich ein trans* Mann geklagt, welcher als Vater auf der Geburtsurkunde eingetragen werden wollte. Der Bundesgerichtshof (BGH) wies seine Klage ab (BGH-Beschluss XII ZB 660/14 vom 06.09.2017), mit der Begründung, dass zum einen TSG§11 greife, wonach das Eltern-Kind-Verhältnis unberührt bleibt von der VÄ/PÄ, denn „[d]ie Zuordnung zum Kind könne für einen gebärenden Frau-zu-Mann-Transsexuellen systemgerecht nur auf eine Mutterschaft zurückgeführt werden, weil er das Kind geboren habe“(Juris 2017). Und zum anderen, da oben genannter TSG§5 Abs. 3 greife, wobei in der Begründung darauf eingegangen wird, dass das Kind später nicht gezwungen sein soll, zugeben zu müssen, ein trans* Elternteil zu haben (ebd.). Mit derselben Begründung wurde die Klage einer trans* Frau abgewiesen, welche als Mutter in die Geburtsurkunde ihres Kindes eingetragen werden wollte (BVT 2018). Das Abstammungsrecht des Kindes sowie die vermutete Unzumutbarkeit eines trans* Elters für ein Kind stehen also über dem Selbstbestimmungsrecht der betroffenen trans* Person³⁹. Denn in der Konsequenz bedeutet das für die trans* Eltern ein Zwangs-Outing bei jedem Behördengang, welcher das Kind betrifft, bei jeder Anmeldung für Kita oder Schule, sowie die Eintragung einer Person bzw. eines Namens auf der Geburtsurkunde, welche juristisch gar nicht mehr existiert. Die Bundesvereinigung Trans* (BVT) reagierte mit Pressemitteilungen auf die Beschlüsse des BGH, und weist darauf hin, dass mit Abschaffung der Zwangs-Fortpflanzungsunfähigkeit

³⁸ Da ich von verschiedenen Personen, welche in der trans* Beratung tätig sind, widersprüchliche Aussagen darüber hörte, inwiefern dieses Gesetz noch gültig ist, stellte ich diesbezüglich eine Anfrage bei der Anwältin Laura Adamietz, welche für TransRecht e.V. berät. Adamietz konnte mir lediglich bestätigen, dass die aktuelle Rechtslage „kompliziert und widersprüchlich“ sei.

³⁹ Bemerkenswert hierbei ist, dass es andere Fälle gab, bei denen das Bundesverfassungsgericht das Selbstbestimmungsrecht eines Elternteils höher einstuft als das Recht des Kindes auf Kenntnis der eigenen Abstammung (Haufe 2016). In jenem Artikel wird auch der „Wertungs- und Gestaltungsspielraum“ des Gesetzgebers“ betont. Hier zeigt sich, dass die Begründungen, welche gegen die Selbstbestimmung der trans* Eltern vorgebracht werden, reine Willkür sind.

schwängere Väter und zeugende Mütter faktisch erlaubt seien, und demnach auch die anderen Paragraphen, welche das Eltern-Kind-Verhältnis betreffen, entsprechend angepasst werden müssten (vgl. BVT 2017). Weiterhin fordert die BVT eine Änderung oder Ergänzung der §§ 1591 und 1592⁴⁰ im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) und bringt dazu folgende Änderungsvorschläge an:

„Erster Elternteil eines Kindes ist die Person, die es geboren hat.“ Sowie: „Zweiter Elternteil eines Kindes ist die Person, die mit der gebärenden Person verheiratet ist, die die Elternschaft anerkannt hat oder deren Elternschaft gerichtlich festgestellt worden ist“ (BVT 2017).

Damit wäre auch dem Abstammungsrecht der Kinder genüge getan. Und noch mehr: Mit dieser Formulierung würden auch für gleichgeschlechtliche Ehe-Paare (die es seit 01.10.2017 geben darf) bisherige Probleme mit der Anerkennung als gleichberechtigte Elternteile entfallen. Bisher sieht das Gesetz vor, dass bei einem Kind, welches in eine heterosexuelle Ehe hineingeboren wird, automatisch die Frau als Mutter und der Mann als Vater eingetragen wird, unabhängig davon, ob der Mann das Kind tatsächlich gezeugt hat⁴¹. Für gleichgeschlechtliche Paare war bis vor kurzem nicht mal eine Ehe möglich, aber auch mit Öffnung der 'Ehe für alle'⁴² änderte sich bisher nichts am Abstammungsrecht. Das bedeutet, verheiratete gleichgeschlechtliche Eltern werden nicht automatisch beide als Eltern eingetragen, so wie es bei heterosexuellen Ehe-Paaren der Fall ist; vielmehr bleibt ihnen nur die Möglichkeit der Sukzessiv-Adoption bzw. durch die Gleichstellung der Ehe nun auch die Möglichkeit der gemeinsamen Adoption (LSVD 2017). Was das Gesetz nicht bedenkt (und der LSVD ebenso wenig): auch bei gleichgeschlechtlichen Paaren kann mindestens eine Person trans* sein. Demnach ist es möglich, dass sowohl schwule als auch lesbische Paare gemeinsame leibliche Kinder haben. Trans* Eltern in gleichgeschlechtlichen Ehen müssen sich also zwischen zwei Übeln entscheiden: Entweder sie werden auf der Geburtsurkunde ihrer Kinder mit alten Namen und Geschlecht eingetragen, oder sie müssen ihr leibliches Kind adoptieren⁴³.

⁴⁰ Hier werden „Mutterschaft“ (BGB §1591) bzw. „Vaterschaft“ (BGB §1592) definiert.

⁴¹ In diesem, und nur in diesem Falle, würde nämlich auch ein trans* Mann (mit VÄ/PÄ) automatisch als Vater eingetragen werden, vorausgesetzt dass er das Kind nicht selbst geboren hat.

⁴² Für „alle“ ist diese Ehe ganz sicher nicht und eher ein irreführender Begriff. Die Ehe gilt bspw. weiterhin nur für zwei Personen (also keine Poly-Beziehungen) und ob bei der Gesetzes-Formulierung „Die Ehe wird von zwei Personen verschiedenen oder gleichen Geschlechts auf Lebenszeit geschlossen“ auch Personen ohne Geschlechtseintrag gemeint sind (welche erst seit kurzem überhaupt denkbar sind, nun aber in wenigen Jahren im heiratsfähigen Alter sein werden) ist fraglich.

⁴³ Wobei das nur zeugende trans* Eltern betrifft. Gebärende trans* Eltern werden, wie zuvor erläutert, zwangsläufig als 'Mutter' eingetragen.

Mit dem oben genannten Formulierungsvorschlag des BVT wären verschiedene Formen der Elternschaft abgedeckt und mitgedacht, unabhängig ob hetero oder homo, cis oder trans*. Leider scheint es nicht so, als ob eine baldige Änderung (in diese Richtung) vorgesehen ist. Zum einen belegt durch die Abweisung der Klage des trans* Vaters⁴⁴, zum anderen legte der Arbeitskreis *Abstammung* des Bundesministeriums der Justiz und Verbraucherschutz (BMJV) den Abschlussbericht mit Empfehlungen für eine Reform des Abstammungsrechts vor, in welchem insbesondere der Rechtsbegriff „Mutter“ weiter zementiert wird (vgl. Arbeitskreis Abstammungsrecht 2017: 30f.). Hier zeigt sich ebenfalls deutlich, worauf ich bereits in den vorangegangenen Kapiteln hingewiesen habe: in der BRD sind Familien abseits der cis-hetero-Kleinfamilien-Norm weder vorgesehen noch erwünscht.

2.6.2 Repräsentation

Dass trans* Eltern (auch rechtlich gesehen) weder vorgesehen noch erwünscht sind, bedeutet nicht, dass sie nicht existieren. Es bedeutet aber vor allem, dass sie kaum sichtbar oder repräsentiert sind, was sich unter anderem in der äußerst spärlichen Forschungslage widerspiegelt. In den Trans Studies gibt es kaum Perspektiven auf Elternschaft, und in Forschungen zu Elternschaft fehlt weitestgehend die Perspektive der trans* Eltern. Einen kleinen Überblick zur rechtlichen Situation von trans* Eltern gab es im Sammelband „Stop Trans*-Pathologisierung“ (2014), in welchem Ole unter anderen von seinen Erfahrungen als trans* Vater spricht⁴⁵. Darüber hinaus ist vor allem Janssens Artikel „In meinem Namen. Eine trans*/queere Perspektive auf Elternschaft“ ein wichtiger Beitrag, welcher auf die Vernachlässigung von trans* Elternschaft in weiten Teilen von Forschung und Aktivismus hinweist. Janssen (2016) gibt in si_enem Artikel eine gute Übersicht über das Problem mit der Forschung zu trans*/queeren Perspektiven auf Elternschaft. So gibt Janssen zu bedenken, dass trans*/queere Perspektiven auf Elternschaft nicht dasselbe ist wie trans*/queere Elternschaft (vgl. Janssen 2016: 145). Während es bei ersterem, also der trans*/queeren Perspektive auf Elternschaft, vor allem um Kritik an heteronormativen und repronormativen Vorstellungen von Familie geht, sollen in letzterem die tatsächlichen Lebensrealitäten der betreffenden trans* und queeren Eltern in den Fokus rücken. Dass diese nicht immer zu trennen sind, bzw. sogar oft zusammenfallen, widerspricht dem Ganzen nicht. Auch in Janssens Artikel fällt beides zusammen. Janssen wirft in si_enem Text einige Problematiken auf, mit denen ich

⁴⁴ Der Betroffene geht mit seinem Anliegen nun vor das Bundesverfassungsgericht. Bis zum Abschluss dieser Arbeit lag noch kein neues Urteil vor.

⁴⁵ Dieser Artikel ist eine schriftliche Version des Redebeitrags von Ole auf dem tCSD 2013 (transgenialer Christopher Street Day, 22.06.2013 in Berlin).

mich in dieser Arbeit unter anderem auch beschäftigt: Dass Familien, die nicht auf Zweigeschlechtlichkeit und Reproduktion basieren, in feministischen Debatten kaum mitgedacht werden (vgl. ebd.). Dass es spätestens beim Thema Schwangerschaft zu biologistischen Äußerungen kommt (vgl. ebd.: 148f.). Dass trans* und queer eher als Aufzählung am Rande passiert, als tatsächliche Aufmerksamkeit zu bekommen (vgl. ebd.: 150). Sowie auch Fragen danach, wer Schwanger werden kann oder nicht kann, wer Zugriff auf Reproduktionstechnologien hat, wessen Adoptionsrechte beschnitten werden usw.⁴⁶.

Janssen gibt in diesem Artikel auch ein wenig Einblick in die eigene Realität als trans* Elter, wenn auch eher marginal. Etwas mehr Sichtbarkeit über vielfältige Lebenswirklichkeiten von trans* Eltern verschafft die Ausgabe 8 der Zeitschrift *Queerulant_in* (2015), in welcher auch Janssen einen Beitrag schrieb. Im Gegensatz zur sonst höchstens randscheinigen⁴⁷ Behandlung des Themas, widmet sich diese Ausgabe der *Queerulant_in* als einzige mir bekannte deutschsprachige Publikation schwerpunktmäßig der Thematik „trans* und Elternschaft“. Da diese damit eine der sehr wenigen Quellen ist, in der verschiedene Perspektiven zu trans* und Elternschaft sichtbar werden, möchte ich mich im Folgenden nicht nur Janssens, sondern auch den anderen Beiträgen ausführlicher widmen.

Insgesamt widmet sich die *Queerulant_in* mit sieben Artikeln und einem Comic⁴⁸ dem Schwerpunktthema „Trans* und Elternschaft“, welche sich zwischen informativ, humoristisch und sehr bewegend und traurig verorten lassen.

Den Auftakt macht der Artikel „Die Quadratur des Bauches – wie du als Mann schwanger wirst, bist, warst und gewesen sein wirst“ von Iko Prinz. Hier wird eine Art Anleitung für trans* Männer präsentiert. Neben ganz praktischen Tipps (zum Beispiel zu welchem Zeitpunkt es sinnvoll ist, die Einnahme von Testosteron zu unterbrechen, mit welcher Kleidung sich ein schwangerer Bauch bei Bedarf kaschieren lässt oder woher man einen Vaterschaftspass⁴⁹ bekommt) wird aber auch darauf vorbereitet, dass das System zur Geburtsvorbereitung keine schwangeren Männer vorsieht, dass es sehr viele Outing- und Rechtfertigungsmomente geben wird, und macht letztlich sogar rhetorische Vorschläge für Situationen, in denen nach „der Mutter“ gefragt wird (vgl. Prinz 2015: 6f.).

⁴⁶ Janssen ermutigt am Ende seines Textes (2016: 157) explizit, weitergehend über trans* und Elternschaft zu forschen und zu schreiben, um möglichst viele Perspektiven sichtbar zu machen. Letztlich war genau dieser Text für mich auch ein nicht unerheblicher Faktor, die hier vorliegende Arbeit zu schreiben.

⁴⁷ Ein kleines Unterkapitel zu Trans* Familien findet sich jeweils in Gerlacher (2013) und König (2015), sowie ein Artikel im *Missy Magazin* (Ausserer 2014).

⁴⁸ In der vorliegenden Arbeit auf der ersten Seite, vor der Einleitung, zu sehen.

⁴⁹ Angelehnt an den Mutterschaftspass, welcher allen schwangeren Personen in Deutschland bei der gynäkologischen Betreuung ausgeteilt wird – unabhängig von der geschlechtlichen Identität der schwangeren Person. Die selbst-ausdruckbare Vorlage für diesen Vaterschaftspass gibt es über die Kontaktadresse von *Queerulant_in* zu beziehen.

Der nächste Beitrag ist Tsepo Bollwinkels Artikel „Die Bilderbuchs“. Hier präsentiert er in vier Szenen Alltagssituationen, welche als Aufhänger dienen, um verschiedene Dimensionen seiner Lebenswirklichkeit anzusprechen. Neben seiner geschlechtlichen Identität und seiner sexuellen Orientierung, die beide nicht heteronormativen Vorstellungen entsprechen, sind hier seine Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung besonders relevant. Bollwinkel merkt an, dass das trans* Sein in den Hintergrund rückt, wenn andere Merkmale (in seinem Fall: Schwarz sein) sichtbarer sind und somit mehr Bedeutung haben. Den Rassismus den Bollwinkel erfährt, sei deutlich spürbarer als etwaige Transfeindlichkeit; auch, weil Bollwinkel 'gutes Passing' hat (vgl. Bollwinkel 2015: 8f.).

In e.'s Beitrag „trans*parent“ geht es um e.'s Erfahrungen als nicht-geoutete trans* Person mit Kind. e. bedauert nicht so lange gestillt haben zu können, wie e. wollte, da die Verknüpfung von Brüsten bzw. Stillen an Weiblichkeit für e. nicht mehr aushaltbar war. Zudem stellen sich für e. viele Fragen bezüglich des Umgangs mit dem Kind; Fragen danach, ob es möglich ist, das Kind möglichst wenig heteronormativ zu erziehen, Fragen nach der Menge an Transparenz gegenüber dem Kind, mit dem Wunsch nichts verheimlichen zu wollen, sowie die Angst davor, dass das Kind auf Grund der elterlichen Identität diskriminiert wird (vgl. e. 2015: 12f.).

Es folgt der erwähnte Artikel von Joke Janssen mit dem Titel „Andere Leute denken das vielleicht anders...“. Joke gibt hier einen Einblick in si_en Leben als Pflege-Elter eines (zum Zeitpunkt des Erscheinens des Artikels) 12-Jährigen Kindes. Im Fokus des Beitrags stehen zum einen die verschiedenen Umgangsstrategien mit zum Teil sehr verletzenden cis-heteronormativen Äußerungen des Kindes, welche sich durchaus von Strategien unterscheiden, welche Janssen im Alltag mit anderen Erwachsenen anwendet. Zum anderen macht sich Janssen Gedanken darüber, inwiefern das Kind „culturally queer“ ist, also allein durch das Leben in einer queeren Familie auch in gewisser Hinsicht geprägt und beeinflusst ist (vgl. Janssen 2015: 14f.).

In Asta Dittes' Beitrag „Trans* sein und die eigenen Kinder“ erzählt die Autorin von ihren Ängsten, sich gegenüber ihrer Frau und den Kindern als trans* zu outen. Und darüber, dass selbst als dieser Schritt (erfolgreich) genommen war, weitere Outings - zum Beispiel in der Kita gegenüber den Eltern, den Erzieher_innen und im Elternbeirat – folgten. Dittes betont zum Schluss, wie schön es sei, dass nach so langer aufregender Zeit langsam wieder 'Normalität' in ihr Leben einkehrt: „Aber eine andere als die Jahre zuvor“ (Dittes 2015: 21).

In „Schleifen in der Zunge“ berichtet von Horst aus der Perspektive als (erwachsenes) Kind einer trans Frau. Für von Horst ist das nicht leicht, da sich ihre Mutter mit 39 Jahren das Leben nahm. In dem Bericht geht es zu Beginn um Erinnerungen an die gemeinsame Zeit, an

Veränderungen in der Familie nach dem Coming Out und Gespräche, die von Horst sensibler gegenüber trans* Themen machte. Zum Ende des Artikels reflektiert von Horst, erst sehr spät einen Zusammenhang erkannt zu haben, zwischen gesellschaftlichen Strukturen (welche insbesondere gegen trans* Frauen sehr gewaltvoll sind) und dem frühen Tod ihrer Mutter (vgl. von Horst 2015: 23f.).

Der letzte Beitrag unter dem Themenschwerpunkt „Trans* und Elternschaft“ ist von alsmenschverkleidet, mit dem Titel „Menschen, Mythen, MUTTIationen – Ein Abgesang“. Hierin beschreibt alsmenschverkleidet, wie unglaublich schwierig es ist, gegen gesellschaftlich vorgesehene Familienbilder, aber noch mehr gegen traditionelle Mutterbilder, anzugehen. Insbesondere dann, wenn eins, so wie alsmenschverkleidet, ein Kind geboren hat, sich aber nicht als Frau identifiziert (vgl. alsmenschverkleidet 2015: 26f.).

Einige der hier kurz angerissenen Thematiken begegneten mir auch in meinen Interviews, andere wiederum gar nicht, oder nur am Rande. Dennoch sind sie alle relevant auf dem Weg die Lebensrealitäten von trans* Eltern etwas sichtbarer zu machen.

3. Forschungsdesign

Auf den folgenden Seiten werde ich mein methodisches und analytisches Vorgehen genauer erläutern. Die vorliegende Arbeit ist eine qualitative Studie zu der Fragestellung, wie trans* Eltern normative Vorstellungen von Familie und Geschlecht verhandeln. In diesem Kapitel soll es darum gehen, wie ich diese Forschung aufgebaut habe, sowie um die Reflektion meiner Position im Forschungsprozess.

3.1 Zugang und Auswahl der Befragten

Um mögliche Interviewpartner_innen zu gewinnen, habe ich einen Aufruf über verschiedene social media Kanäle sowie diverse Mailing-Listen geschickt. In diesem Aufruf habe ich darauf geachtet, die Begriffe „trans*“ und „Elternschaft“ möglichst weit zu fassen. Deshalb habe ich auf festschreibende Definitionen weitestgehend verzichtet, und stattdessen explizit nach Selbstbeschreibung gefragt. Letztlich kamen alle Interviews über Twitterkontakte zustande. Hier ist anzumerken, dass ich dort selbst (trans*-)aktivistisch bin, und mit allen Interview-Partner_innen vorher schon – mal mehr, mal weniger – interagiert habe, auch wenn es nie zu einem persönlichen Treffen vor der Durchführung der Interviews kam⁵⁰. Wir kannten uns also bereits indirekt, und wussten in etwa, wie wir uns in Bezug auf geschlechtliche Identität positionieren; die Befragten kannten demnach einige Aspekte aus meinem Leben, so wie ich einige aus ihren kannte. Dieser Umstand stellte sich während der Interviews sowohl als Vor- als auch Nachteil heraus, worauf ich im Folgenden näher eingehen werde.

Ein Vorteil, den ich sehe, ist ein gewisses Vertrauen, was mir entgegen gebracht wurde. Die Befragten meldeten sich sehr schnell auf meine Anfrage und hatten keinerlei Bedenken, sich mit mir zu treffen und über Persönliches zu reden. Im Gegenteil zeigten sie sich überwiegend sehr erfreut, dass ich zu einem Thema forsche, welches ihr Leben berührt. Durch meine Aktivität bei Twitter und spätestens durch meinen Aufruf, in dem ich mich ebenfalls als trans* Elter zu erkennen gab, nahmen mich meine Interview-Partner_innen als Verbündete_n wahr. Auch dies trug sicherlich zur Bereitschaft bei, mir sehr intime Einblicke in die Privatleben zu geben, und dass die Interviews von einer großen Offenheit geprägt waren. Mit den meisten der Befragten habe ich auch nach wie vor Kontakt über Twitter. Sie sind für mich Menschen, an deren Leben ich (virtuell) sowohl vor als auch nach den Interviews teilhaben darf und durfte.

⁵⁰ Das Kennen der Personen führte jedoch nicht zu einer Vorauswahl meiner Interview-Partner_innen. Die Faktoren für die Auswahl der Interviews erläutere ich weiter unten in Punkt 3.2.

Aus diesen Vorteilen ergeben sich aber gleichsam auch Nachteile. So fiel es mir z.B. schwer, zusätzliche Informationen außer acht zu lassen, die nicht im Interview erwähnt wurden, sondern die ich beispielsweise bereits von Twitter oder den privaten Blogs der Befragten wusste⁵¹. Andersherum war den Befragten auch bewusst, dass ich bereits manches über ihr Leben weiß, und waren teils irritiert, wenn ich nach Sachen fragte, von denen sie annahmen, dass ich sie bereits weiß.

Weiterhin passierte es während der Interviews gelegentlich, dass zum einen Andeutungen auf Diskussionen und Ereignisse von Twitter gemacht wurden⁵² und zum anderen, dass ich als Verbündete_r und nicht als Forscher_in adressiert wurde (mit Aussagen, wie „du weißt schon, was ich meine“ oder „du verstehst mich da“). Diese Aussagen referieren auf einen vermuteten geteilten Erfahrungshorizont. Dieser war teilweise zwar sicherlich gegeben, sollte aber nicht verhindern, die speziellen, persönlichen Gedanken meiner Befragten zu erfahren, die in solchen Momenten dann aber durch die Annahme des geteilten Horizonts nicht weiter (oder nur verkürzt) ausgeführt wurden.

Im Zeitraum von November 2016 bis Januar 2017 habe ich vier Interviews geführt. Insgesamt haben sich mehr als 10 Menschen auf meinen Aufruf hin gemeldet und ich habe mit allen per E-Mail oder per 'DM' ('direct message' auf Twitter) vorab kommuniziert. Einige Interviews kamen nicht zustande, da die Personen nicht zur von mir eingegrenzten Zielgruppe gehörten, zum Beispiel weil sie ihr Outing hatten schon lange bevor sie Eltern wurden, oder auch weil die Kinder der Personen längst volljährig waren. Letztlich habe ich mir bereits in der Erarbeitung meines Forschungsdesigns einerseits einen festen Zeitraum für die Erhebung und andererseits eine maximale Anzahl von fünf Interviews gesetzt, um die Relation zwischen Datenmenge und Umfang dieser Arbeit angemessen zu gestalten. Anhand dieser Entscheidungen wurden die endgültigen Interviewpartner_innen ausgewählt.

3.2 Interview-Settings

Drei der Interviews fanden bei den Befragten zu Hause, eins bei mir zu Hause statt. Ich wurde sehr herzlich empfangen, und teilweise musste ich meine Interview-Partner_innen bremsen, mir nicht schon alles vor dem 'offiziellen' Teil (also während das Aufnahmegerät lief) zu

⁵¹ Das Verwenden oder zitieren sogenannter 'grauer Literatur' (also Publikationen, die nicht über den Buchhandel vertrieben werden, z.B. Zines, Flyer et cetera) oder informeller Gespräche wird häufig als unwissenschaftlich abgewertet. In der Folge gibt es kaum 'legitime' aktivistische Wissensproduktion (vgl. Hauke 2015: 178).

⁵² Z.B. bei Nuka: 238-239 wird auf ein Ereignis mit „Lotta“ verwiesen, bei der nur mir als Person, die auch 'dabei' war (im Sinne von: ich habe die Diskussionen online mitverfolgt), klar sein kann, dass es sich um eine Person von Twitter handelt, welche massivem Online-Harassment ausgesetzt war/ist.

erzählen, um es später auch auswerten zu können. Bei zwei der Interviews waren, zumindest zeitweise, auch Kinder anwesend. Ich hatte vorab zwar darum gebeten, dass die Interviews möglichst ungestört stattfinden können, da aber in beiden Fällen das Interview länger dauerte, als die Befragten jeweils vermutet hatten, kamen zum Ende hin die Kinder dazu, die von Kita bzw. Schule zurückkehrten. Dies hatte zum einen möglicherweise Einfluss darauf, was mir zu diesem Zeitpunkt erzählt werden konnte oder wollte⁵³, und zum anderen erschwerte es mir teilweise später erheblich die Transkriptions-Arbeit. Andererseits bekam ich so auch direkt einen Eindruck aus dem Leben mit Kind meiner Interview-Partner_innen.

Bei den Interviews handelt es sich um leitfadengestützte narrative Interviews (angelehnt an das 'problemzentrierte Interview' nach Witzel 1985). Hierbei habe ich versucht mit einer möglichst offenen ersten Frage eine Erzählung zu generieren⁵⁴, bei der die Befragten ihren Fokus selber setzen können. Der Gedanke dabei ist, dass die Interviewten möglichst unvoreingenommen und wenig von der Frage gelenkt von ihrer Lebensgeschichte erzählen. Dass die Unvoreingenommenheit nur bedingt möglich war, habe ich oben bereits an den Herausforderungen und Chancen meines Feldzugangs verdeutlicht (vgl. dazu auch Schirmer 2010: 74f.). Die kürzeste Eingangserzählung dauerte 20 Minuten, die längste fast eineinhalb Stunden. Im Anschluss habe ich zu den von den Befragten angesprochenen Themen Nachfragen gestellt, so wie Rosenthal (vgl. 2014: 157f.) vorschlägt, Thematiken, die in der Eingangsnarration durch die Interviewten erwähnt wurden, durch immanente Nachfragen nach Beendigung der Eingangsnarration aufzugreifen. Hierbei war das Ziel, genauere Schilderungen der bis dahin nur angedeuteten Erzählungen zu generieren, erwähnte Personen und deren Bedeutung für die Befragten besser kennenzulernen, sowie konkrete Situationen und soziale Interaktionen im Detail erzählt zu bekommen. Im letzten Teil der Interviews habe ich exmanente, also zusätzliche, nicht konkret auf die Erzählungen bezogene Fragen gestellt. Das Ziel war über konkrete Erfahrung hinauszugehen und in eine Meta-Reflektion einzusteigen. Ich bat die Befragten um Reflektion ihres Verständnisses von Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft. Außerdem interessierte mich, ob sie in sozialen Interaktionen konkrete Unterschiede - bezüglich Reaktionen auf ihre geschlechtlichen Identität und/oder

⁵³ Beispielsweise wurden in einem Interview Andeutungen über die - teilweise gescheiterten Versuche - partnerschaftlicher Verteilung von Sorgearbeit gemacht, aber auch auf Nachfrage konnte ich nur wenig mehr erfahren. In diesem Fall holte der Partner das Kind aus der Kita ab, und überließ es ab dem Zeitpunkt der Ankunft zu Hause meiner_m Interview-Partner_in, obwohl offensichtlich war, dass wir noch mitten im Gespräch waren. Natürlich kann ich von so einer einzelnen Moment-Aufnahme keine belastbaren Rückschlüsse auf die (nicht) egalitäre Aufgabenteilung schließen, aber bestimmte Andeutungen bekamen so eine gewisse Rahmung.

⁵⁴ Die Frage lautete so oder in etwas abgewandelter Form: „Du weißt ja, es geht heute um das Thema 'Trans* und Elternschaft'. Bitte erzähl mir doch von deiner eigenen Geschichte. Vielleicht beginnst du damit als du das erste Mal über Elternschaft nachgedacht hast. Du kannst erstmal erzählen, ich werd dich nicht unterbrechen. Ich mache mir aber ein paar Notizen, auf die ich später zurückkommen werde“.

ihre Fähigkeiten als Eltern – bemerkten, je nach dem ob das Gegenüber von der trans* Elternschaft Kenntnis hatte, oder nicht.

Abschließend stellte ich eine Frage zur Utopie von Elternschaft, um eine positive Stimmung am Ende der Interviews zu erreichen, so wie es Rosenthal (vgl. 2014: 164f.) für die Beendigung eines Interviews empfiehlt, damit das Interview nicht mit einer Erzählung einer beispielsweise belastenden Situation endet.

Nach Abschalten des Aufnahmegeräts bat ich die Befragten zudem, mir noch einen Sozialdaten-Fragebogen auszufüllen. Ich erkundigte mich nach Alter, höchsten (Bildungs-) Abschluss, Einkommen, Staatsangehörigkeit und Bildungsstatus der Eltern. Dies geschah in der Intention, das Gesagte später besser kontextualisieren zu können. Auch wenn ich Geschlecht als vorrangige Analyse-Kategorie in dieser Arbeit verwende, möchte ich im Sinne der Denkfigur von Intersektionalität ein mögliches Zusammenwirken unterschiedlicher Kategorien nicht ausschließen. Dazu mehr im folgenden Abschnitt.

Zudem fragte ich speziell auch nach den Pronomen meiner Interview-Partner_innen, da es mir wichtig ist, diese nach ihrem Selbstverständnis in dieser Arbeit anzuwenden. Dies bedeutet, dass auch weniger geläufige Pronomen verwendet werden. Dies geschieht im Interesse eines respektvollen Umgangs mit der Selbstdefinition meiner Interviewpartner_innen. Die Wahrung dieses Respektes erscheint mir im Interesse des bearbeiteten Themas wichtiger und steht über der Einhaltung aktueller Rechtschreibregelungen.

3.3 Auswertung und Positionierungen

Die Interviews dauerten zwischen knapp zwei Stunden und dreieinhalb Stunden. Zu jedem Interview habe ich ein Memo mit Gedächtnisprotokoll angelegt, um später meine spontanen Gedanken, sowie die Atmosphäre und andere Faktoren rund um das Interview besser einordnen zu können (oder auch 'Postscriptum' nach Witzel 1985: 238). Ich habe alle Interviews vollständig transkribiert⁵⁵ und anonymisiert⁵⁶. Im Anschluss daran habe ich die Transkriptionen komplett paraphrasiert. Ich habe jeden Gedankengang in eigenen Worten zusammengefasst und die einzelnen Abschnitte mit Zwischenüberschriften versehen, um sie letztlich zu codieren und thematische Schwerpunkte (Kategorien) herauszufiltern. Dieser Schritt war bereits ein Teil der Auswertung, welche ich in Anlehnung an die 'grounded theory' durchgeführt habe. Die 'grounded theory', welche 1967 von Glaser und Strauss entwickelt wurde, beschreibt eine recht flexible (Analyse-) Methode – nicht nur –

⁵⁵ Für die Zitate in dieser Arbeit habe ich die Transkripte teilweise geringfügig sprachlich geglättet.

⁵⁶ Zur Praxis der Anonymisierung vgl. auch Schirmer (2010: 76) und Rosenthal (2014: 97).

sozialwissenschaftlicher Arbeit, bei der Theorien auf der Basis von qualitativ erhobenen Daten generiert werden sollen. Das Ziel ist „die Potenz qualitativer Forschung maximal zu nutzen, indem Theorie systematisch und regelgeleitet und ausgehend von (individueller und sozialer) Praxis entwickelt wird“ (vgl. Mey/ Mruck 2009: 104).

Mit dem Anspruch das Material möglichst unvoreingenommen zu betrachten, sollten in der Ursprungsversion der 'grounded theory' nach Glaser und Strauss bereits vorhandene theoretische Konzepte ignoriert werden. Anfänglich sollen einzig die Daten betrachtet werden, um aus ihnen Kategorien zu gewinnen, und nicht aus theoretischen Vorannahmen. Ein Abgleich mit bereits vorhandenen theoretischen Konzepten oder Vorannahmen solle maximal zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden⁵⁷. Die Annahme der Unvoreingenommenheit kann meines Erachtens nach nie gegeben sein, da die Forschenden einen Erfahrungshorizont mitbringen, der sich nicht einfach abschalten lässt. Mey/ Mruck plädieren daher für eine „strikte Offenlegung des Wissensbestandes und in diesem Sinne auch der Anschluss an vorliegende Arbeiten sowie die Reflexion auch auf die (historisch gewordene und sozial situierte) Person des Forschers/der Forscherin“ (ebd.: 106).

Diese Offenlegung ist insbesondere in Disziplinen wie den Trans Studies (aber auch anderen Bereichen, in den marginalisierte Personengruppen Haupt'gegenstand' der Forschung sind sowie einen großen Teil der Forschenden ausmachen) eine verzwickte Angelegenheit. Während insbesondere Naturwissenschaften als 'objektiv' gelten,

„[...] gilt Wissen, das der Emanzipation unterdrückter Gruppen dienen könnte, generell als suspekt, weil es offensichtlich politischer Natur ist. Hingegen gilt Wissen, das herrschende Ideologien nicht angreift, als unpolitisch und somit als verlässlicher und objektiver“ (Bauer 2017: 26)⁵⁸.

Die Offenlegung der eigenen (Forschungs-)Position als Person einer marginalisierten Gruppe kann zwar einerseits einen Repräsentations-, Empowerment- und/oder Vorbildcharakter haben, sowie einen 'anderen' Blick auf Dinge ermöglichen (den „outsider within“-Blick; ebd.:

⁵⁷ An dieser Stelle gingen später die Ansichten der Gründer der 'grounded theory' auseinander (vgl. Mey/ Mruck 2009: 101). Während Glaser weiter an der Unvoreingenommenheit im Interesse die Daten nicht zu zwingen festhielt (vgl. Glaser 2002), so erlauben Strauss/ Corbin die Verwendung von Vorwissen als sogenannte sensibilisierende Konzepte (vgl. Schwarz 2014: 31).

⁵⁸ Bauer veranschaulicht in seinem Text „Donna Haraways Konzept des Situierten Wissen: Wissensproduktion als verkörpert und verortet am Beispiel von Trans *Forschung“ (2017) gut nachvollziehbar am Beispiel von Haraways Metapher des „Gottestrick“, welches Wissen warum als objektiv gilt.

36). Andererseits sind die Standpunkte der marginalisierten Forscher_innen nicht zwangsläufig 'die Besseren'⁵⁹, zudem sei es

„ein riskanter Einsatz, verbunden mit dem Risiko, sich dem Verdacht der Voreingenommenheit, der Befangenheit, der angeblich erkenntnisverhindernden Betroffenheit auszusetzen, in den eigenen Erkenntnisansprüchen delegitimiert und wiederum auf den Platz des Objekts der Erkenntnis verwiesen zu werden“ (Schirmer 2017: 44).

Wie weiter oben bereits angedeutet, verbindet mich mit meinen Interview-Partner_innen die trans* Elternschaft. Dies ist allerdings nur ein kleiner Teil unserer jeweiligen komplexen Positionierungen.

Ich werde hier näher auf einige Positionierungen eingehen, da ich es wichtig finde zu reflektieren, wer sich wie und warum von meinem Aufruf angesprochen fühlte, wer sich wiederum nicht angesprochen fühlte und was das in der Konsequenz bedeutet.

In meinem Aufruf habe ich mich explizit als trans* Elter zu erkennen gegeben. Dieser Umstand könnte meines Erachtens nach erheblichen Einfluss darauf gehabt haben, dass sich andere trans* Eltern für meine Interviews bereit erklärt haben. Mir könnte eine gewisse Sensibilität gegenüber trans* Thematiken unterstellt worden sein, welche häufig bei cis Personen fehlt. Dazu könnte beispielsweise gehören, dass ich keine Fragen nach geschlechtsangleichenden Operationen oder alten Namen stelle, keine Annahmen über Genitalien und deren Funktionen äußere, und es nicht 'komisch' finde, wenn alternative Pronomen verwendet werden. Für mich bedeutet das Teilen des Erfahrungswissens als trans* Elter zudem, dass ich während der Interviews in der Lage war, bestimmte Facetten des Gesagten zu erkennen, welche Anderen vielleicht verborgen geblieben wären. Dennoch: Trotz meiner möglichst offenen Formulierung sowohl von 'trans*' als auch von 'Elternschaft'⁶⁰, mit der Intention, dass sich möglichst viele Menschen angesprochen fühlen, kann es passiert sein, dass sich einige nicht sicher waren, ob sie 'mitgemeint' waren. Beispielsweise gibt es auch innerhalb von trans* Communities bestimmte Normen und Vorstellungen von 'trans* sein'. Einigen Menschen, die die innergemeinschaftlichen Normen nicht oder nur wenig erfüllen, wird dadurch das Gefühl vermittelt 'nicht trans* genug' zu sein. Auf der anderen Seite gibt es

⁵⁹ Vgl. dazu auch Bauer (2017: 35f.) sowie Schirmers (2017: 47) Einschätzung: „Wohl aber scheint es mir wichtig, immer wieder darauf zu verweisen, dass Identitätsbehauptungen und -politiken nie ›unschuldig‹ sind, kein Außerhalb konstituieren gegenüber den Machtverhältnissen, die in ihrem Namen angefochten werden“.

⁶⁰ In meinem Aufruf stand: Für die Interviews suche ich Leute, ...
...die sich selbst als Trans* definieren (egal ob binär oder nicht-binär)
...die bereits in irgendeiner Form „ge-outet“ sind (teilweise zählt auch)
...die eine Hauptbezugsperson sind für mindestens ein Kind (nach Selbstdefinition)
...die bereits aktives Elter*/Hauptbezugsperson waren zum Zeitpunkt des „Coming Outs“.

nicht-binäre Menschen, die sich dem Begriff 'trans*' nicht zugehörig fühlen (wollen). Ebenso gibt es Menschen, die zwar für ein oder mehrere Kinder (haupt-)verantwortlich sind, sich aber trotzdem nicht als Elter sehen (zum Beispiel weil sie nicht sorge-berechtigt sind).

Ansonsten war, bezüglich meiner eigenen Positionierung, aus dem Aufruf weiterhin noch mein aktivistischer als auch mein akademischer Hintergrund explizit heraus lesbar. Wie bereits erwähnt, kamen alle Interviews über den Aufruf auf Twitter zustande. Wir teilen also ebenfalls den Erfahrungshorizont des Online-Aktivismus. Der Umstand, dass wir uns in der selben 'Twitter-Bubble' bewegen, könnte also ausschlaggebend sein für beispielsweise ähnliche politische Ansichten, aber auch eine gemeinsame 'Sprache'. Weiterhin ist Twitter zwar ein Ort, an dem sich verschiedenste Menschen mit diversen Bildungshintergründen zusammenfinden, dennoch haben alle, die ich interviewte, mal studiert oder studieren momentan. Berührungspunkte mit der Wissenschaft sind auf Grund der Undurchsichtigkeit des Wissenschaftssystems und deren Zugangsschwellen⁶¹ sehr nachvollziehbar; jene Berührungspunkte waren bei meinen Interview-Partner_innen jedoch nicht vorhanden.

Neben den Positionierungen, die ich im Aufruf explizit benannt habe, spielen aber auch andere Kategorien, nämlich jene, die durch Auslassen und Nicht-Benennen impliziert wurden, eine Rolle. Beispielsweise habe ich unbenannt gelassen, dass ich *weiß*, abled oder dyadisch bin. Diese Kategorien spielten zwar einerseits für meine Forschung keine (analytische) Rolle, weshalb ich sie auch im Aufruf nicht benannt habe. Andererseits konnte durch die Auslassung, und somit der Unklarheit⁶² bezüglich meiner Positionierung, mir auch nicht jenes Vertrauen entgegen gebracht werden, wie es bei der trans* Elternschaft der Fall war. Dies führte meines Erachtens nach beispielsweise dazu, dass alle Personen die ich interviewte, *weiß* sind, so wie ich auch. Ich gehe davon aus, dass ich andere Antworten, andere Erfahrungen erzählt bekommen hätte, wenn die befragten Personen rassistische Diskriminierung erleben würden. In dem Kapitel 2.6.2 erwähnten Beitrag von Bollwinkel (2015), aber auch in der Studie zu Mehrfachdiskriminierung von LesMigras (2012) wird hervorgehoben, dass „der alltägliche Rassismus, den Queers of Color erfahren, in seiner Qualität des 'Sich-nicht-entziehen-Könnens' als belastender beschrieben wird als etwa der alltägliche (Hetero-)Sexismus“ (LesMigras 2012: 21).

Wenngleich auch keine rassistischen Erfahrungen, so gab es in meinen Interviews ebenfalls Diskriminierungserfahrungen, die – zumindest zeitweise – für die Befragten im Vordergrund standen: z.B. Armut, Patchwork-Familie oder Neurodivergenzen. Diese sind jedoch oftmals

⁶¹ Stichwort Klassismus. Vgl. dazu auch Kemper/ Weinbach (2009).

⁶² Wobei ich persönlich bei einer Auslassung eher von einer privilegierten Position ausgehen würde, also das Nicht-Benennen als Ausdruck der Norm.

nur bedingt 'sichtbar', im Sinne einer potentiell geringeren Gefahr, dafür in der Öffentlichkeit angefeindet zu werden. Dennoch wirken sie intersektional zusammen mit der trans* Elternschaft und führen zu einer spezifischen Erfahrungswelt der Befragten.

Daraus ergibt sich, dass die Ergebnisse meiner Auswertung, welche ich im Anschluss präsentieren werde, durch meine verortete Perspektive gelesen werden müssen.

4. Ergebnisse

Im Folgenden werde ich die Ergebnisse meiner Interview-Analyse vorstellen. Es haben sich drei Oberkategorien herauskristallisiert. Um Körper, Reproduktion und Geschlecht geht es in Kapitel 4.1. Anschließend erläutere ich in Kapitel 4.2 „Normative Vorstellungen von Elternschaft und Familie“, welche speziellen Herausforderungen sich den Befragten bezüglich ihrer Rolle als Elter* stellt. In Kapitel 4.3 werfe ich einen genaueren Blick auf „Identitäten, Selbstbezeichnungen und vergeschlechtliche Rollenbilder“. Jedes dieser Kapitel habe ich zudem in zwei Hauptteile gegliedert. Zu Beginn stelle ich, geleitet von meiner Fragestellung nach normativen Verhandlungen von Familie und Geschlecht, die jeweiligen Normen vor, mit denen die trans* Eltern konfrontiert waren. Im Anschluss daran präsentiere ich die Auswirkungen auf die Befragten, sowie deren Umgangsstrategien mit jenen Normen. An dieser Stelle möchte ich aber auch darauf hinweisen, dass die Normen, Auswirkungen und Umgangsstrategien nicht immer trennscharf in den Interviews herauszufiltern waren und sich oftmals miteinander verschränken. Die vorgenommene Gliederung dient der Aufbereitung der Ergebnisse für eine bessere Nachvollziehbarkeit des Gesagten. Am Ende jedes Kapitels ziehe ich zudem noch ein Zwischenfazit.

4.1 „(...)mit Schwangerschaft hast du halt einen imaginären Schein unterschrieben, dass du eine Frau bist.“ - Körper, Reproduktion und Geschlecht

Das Thema Schwangerschaft hatte in allen von mir geführten Interviews einen hohen Stellenwert. Obwohl ich in meiner Eingangsfrage explizit nach „trans* und Elternschaft“ fragte, begann jede Erzählung fast sofort mit dem Thema Schwangerschaft. Das ist nachvollziehbar, da im gesellschaftlichen Narrativ die Elternschaft mit Schwangerschaft beginnt, und es möglicherweise auch die Annahme der Interviewten war, ich würde dies erwarten. Die Wirkmächtigkeit repronormativer Vorstellungen wird hier also bereits beim (biografischen) Erzählen sichtbar. Im Verlauf einiger Interviews wurde aber auch deutlich, dass Gedanken über die eigene (potentielle) Elternschaft schon vor der Schwangerschaft vorhanden waren. Ebenfalls wurde deutlich, dass die meisten der Befragten einerseits zwar Elternschaft nicht an sogenannte 'biologische' Verwandtschaft knüpfen⁶³ und andererseits trotzdem auch Vorstellungen von vermeintlich 'biologischen Körpern' vorhanden waren.

Weiterhin zeigten auch meine späteren Nachfragen, dass das Thema Schwangerschaft für meine Interviewpartner_innen tatsächlich nicht nur eine hohe Relevanz beim Thema trans*

⁶³ Beispielsweise befragte ich alle nach ihrer Utopie in Bezug auf Elternschaft und alle befürworteten ein Viel-Elternmodell (Nuka: 1625-1662; Kristian: 706-722; Nicole: 1616-1651; Freddie: 943-979).

Elternschaft hat, sondern dass die Schwangerschaft möglicherweise sogar einen großen Beitrag auf dem Weg zu ihrer Identitätsfindung geleistet hat.

Drei der Befragten waren selbst schwanger, die vierte Person erlebte passiv zwei Schwangerschaften ihrer Ehefrau als zeugende Person. Allen gemeinsam ist, dass sie die Schwangerschaften als so vergeschlechtlich wahrgenommen haben, dass es bedeutenden Einfluss auf ihre Selbstwahrnehmung und schließlich auch auf das Bewusstsein, trans* zu sein, hatte.

Im Folgenden werde ich darauf eingehen, mit welchen Normen meine Interview-Partner_innen bezüglich Körper, Reproduktion und Geschlecht konfrontiert waren, welche Schwierigkeiten und Ambivalenzen sich daraus ergaben und daran anschließend wie sie diese mit sich selbst, aber auch nach außen verhandeln.

4.1.1 Hetero- und Repronormative Vorstellungen von Körpern und Reproduktion

Eine der dominantesten Normen, mit der alle Befragten in der einen oder anderen Weise umgehen mussten, ist die zutiefst verankerte Vorstellung davon, dass Schwangerschaft und Weiblichkeit bzw. Frau sein gleichzusetzen seien. Es war das Thema, dessen Wirkmächtigkeit sich auf so vielen Ebenen der Erfahrungen als (trans*) Elter* ausbreitet. Freddie und Nuka waren beide schwanger, und erzählten mir, rückblickend auf ihre Schwangerschaften, mit welchen geschlechtlichen Normen sie konfrontiert wurden:

„Also gerade wann immer Leute der festen Überzeugung waren, ich bin (...) eine Frau auf dem Höhepunkt ihrer Selbst. Weil ich jetzt schwanger bin, weil ich jetzt bald Mutter sein werde, also all diese Begrifflichkeiten, die von sich so aufgeladen sind, mit allem möglichen Scheiß“ (Freddie: 629-632).

„Abgesehen von der kompletten Wortwahl in der Schwangerschaft, in der die ganze Zeit nur von 'Frauen hier - Frauen da' und DER weibliche Körper ständig gesprochen wird. Es wird auch die ganze Geschichte, die transportiert wird, in der Schwangerschaft, mit 'Frauen haben schon immer schon ..., und warum soll das jetzt anders funktionieren?'. Also es geht immer um Frauen und um Weiblichkeiten“ (Nuka: 1268-1271).

In beiden Zitaten wird nicht genauer ausgeführt, was die Anrufung an das Frau- bzw. Muttersein inhaltlich bedeutet. Wir bewegen uns hier auf einer Ebene, in der unausgesprochen davon ausgegangen wird, dass es ein gemeinsames, geteiltes Verständnis davon gibt, welche Rollenanforderungen es an Frauen bzw. Mütter in unserer Gesellschaft gibt. Dies kommt nicht von ungefähr. Wie bereits in Kapitel 2.3 und 2.5 verdeutlicht, sind die persistenten Bilder der (cis) Frau, die selbstverständlich schwanger werden kann und will, sowie 'von

Natur aus' (oder wie Nuka es mit „Frauen haben schon immer“ ausdrückte) nicht nur in der Lage dazu ist, sondern sich leidenschaftlich gerne um Kinder-Erziehung und Sorge-Arbeit kümmert, ein Ergebnis hetero- und repronormativer Strukturen. Freddie reflektierte hier die an eff⁶⁴ herangetragenen Erwartungen bezüglich Schwangerschaft sinnbildlich als „Höhepunkt“ des Frau-Seins. Die Wirkmächtigkeit dieses Symbolbildes ließ sich auch in Nicles Interview finden:

„Aber die wirkliche Mutterschaft für mich ist diese Fähigkeit zur Geburt und das ist eben das, was mich so lange davon abgehalten hat mich als Frau zu fühlen, eben weil ich das nicht kann“ (Nicole: 1571-1573).

An dieser Stelle wird deutlich, dass trans* Personen sich nicht außerhalb von herrschenden Normen bewegen, sondern sie lediglich für trans* Personen spürbarer werden. Denn während cis Personen sich zumeist keine Gedanken darüber machen (müssen), ob sich ihre Körperfunktionen mit gesellschaftlichen Normvorstellungen überschneiden, befinden sich trans* Personen oftmals in einem ständigen Widerspruch zwischen dem, was sie erlernt haben und in alltäglicher sozialer Interaktion reproduziert wird (nämlich hetero- und repronormative Vorstellungen) und dem, wie sie sich selbst identifizieren. Nuka beschrieb diese Wirkmächtigkeit meiner Ansicht nach sehr treffend in folgendem Zitat:

„[...] mit Schwangerschaft hast du halt einen imaginären Schein unterschrieben, dass du eine Frau bist“ (Nuka: 27-28).

Nuka bezog sich hierbei nicht nur auf die Schwangerschaft selbst, welche ja einen begrenzten Zeitraum hat, sondern ebenso auf die Zeit nach der Schwangerschaft. Die Zuschreibungen an einen schwangeren Körper endeten nicht mit dem Ende einer Schwangerschaft. Wer mit Kind unterwegs ist und als Frau gelesen wird (wobei das Kind 'dabei haben' an sich schon zur vergeschlechtlichen Lesart des begleitenden Erwachsenen beitragen kann, vgl. dazu meine Ausführungen zum „gestalthaften Schwellenwert“ in Kapitel 2.5), dem wird eine vorangegangene Schwangerschaft unterstellt. Das Ausblenden von Pflege- und Patchworkfamilien, (Stiefkind-) Adoption oder Co-Elternschaft und anderen dem Bild der heteronormativen Kleinfamilie widersprechenden Familien-/ Elternschaftskonstellationen, wird hierbei sehr deutlich. Insbesondere in den Fällen, in denen das Gegenüber von der tatsächlichen Schwangerschaft wusste, schien es nahezu unmöglich, eine Trennung von Schwangerschaft und Frau-Sein nachträglich herzustellen.

⁶⁴ „Eff“ ist Freddie's selbstgewähltes Pronomen.

Die hetero- und repronormativen Strukturen und damit verknüpften realen Anrufungen bezüglich Körper, Reproduktion und Geschlecht haben verschiedene Auswirkungen auf die Befragten. Wie diese aussehen, werde ich im Folgenden näher betrachten.

4.1.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien

Die Wirkmächtigkeit hetero- und repronormativer Strukturen machte sich bei meinen Interview-Partner_innen auf verschiedene Weise während und nach den Schwangerschaften bemerkbar. Das Erleben bzw. den Umgang der Befragten mit der vergeschlechtlichten Wahrnehmung von Schwangerschaft konnte ich in vier Kategorien einteilen: 'Die Empfindung von Schwangerschaft als weiblichen Moment – trotz Widersprüche bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität' (4.1.2.1), 'Die Abgrenzung zur Zuschreibung von Weiblichkeit oder Frau-Sein aufgrund der Schwangerschaft' (4.1.2.2), 'Die Denkbare einer erneuten Schwangerschaft' (4.1.2.3), sowie ein kleiner Exkurs zum Thema Stillen im Kapitel 'Die Entkopplung des Stillens von geschlechtsspezifischen Vorstellungen' (4.1.2.4), welches zwar nicht unmittelbar mit Schwangerschaft zusammenhängen muss⁶⁵, aber dennoch vergleichbare Muster bezüglich hetero- und repronormativer Vorstellungen hervortreten, wie ich in jenem Kapitel erläutern werde.

4.1.2.1 Die Empfindung von Schwangerschaft als weiblichen Moment – trotz Widersprüche bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität

Zwei meiner Interview-Partner_innen, Kristian und Nicole, haben, trotz sehr verschiedener Biografien und unterschiedlicher Zugänge zum Thema, ähnliche Empfindungen bezüglich Weiblichkeit während der Schwangerschaft, was ich im Folgenden erläutern werde.

Kristian versuchte über mehrere Jahrzehnte hinweg zu ignorieren, dass er trans* ist, wollte es nicht wahrhaben, aus Angst davor seine Familie zu „zerstören“ (vgl. dazu Kristian: 33-47). Seine Schwangerschaft beschrieb er wie folgt:

„Ich hab mich ein bisschen besser gefühlt während der Schwangerschaft. Ich kann mir auch nicht ganz erklären, warum das so ist. Das war tatsächlich dass ich, ich hab dann mal testweise Kleider getragen, sogar freiwillig, da waren alle sehr sehr überrascht. Ich hab mich nicht weiblich, nicht wirklich weiblich gefühlt, aber weiblicher. Und es war deswegen definitiv nicht weg, das war (2) aber ich hatte dann so das Gefühl, wenn ich jetzt Kleider anziehe und so vielleicht krieg ich mich dazu mich mehr wie eine Frau zu fühlen oder vielleicht kann ich das dadurch beeinflussen,

⁶⁵ Zum einen, da nicht jede Person, die schwanger war, stillen kann oder möchte. Und zum anderen gibt es auch die 'induzierte Laktation', bei der die Milchbildung auch ohne vorangegangene Schwangerschaft hervorgerufen werden kann.

dass ich mich mehr wie eine Frau fühle, aber das hat nicht funktioniert“ (Kristian: 238-244).

Bemerkenswert hieran ist, dass die Schwangerschaft zu einer tatsächlichen Veränderung in Kristians Empfinden, zumindest vorübergehend, führte. Er trug in dieser Zeit Kleider, welche er zuvor strikt ablehnte (vgl. Kristian: 228-231) und er fühlte sich, wie er sagt „weiblicher“. Auch wenn er anschließend resümiert, dass der Versuch sich mehr wie eine Frau zu fühlen, letztlich scheiterte, so kann die Schwangerschaft doch als einer der womöglich sehr wenigen Momente in Kristians Leben gewertet werden, in denen er sich tatsächlich weiblicher fühlte. Nicole ist sich, ähnlich wie Kristian, schon seit klein auf in gewisser Weise bewusst, trans* zu sein, aber hat versucht es zu ignorieren, zu verleugnen, wollte es auf jeden Fall nicht wahrhaben. Einer der Gründe war, dass Nicole der festen Überzeugung war, keine Frau sein zu können, auf Grund der fehlenden Möglichkeit Kinder zu gebären. Nicole hatte schon früh einen großen Kinderwunsch, aber in ihrer ersten Ehe gab es keine Kinder. In der neuen Partnerschaft brachte ihre heutige Ehefrau zwei Kinder aus einer früheren Ehe mit, und sie haben zwei weitere gemeinsame Kinder. Die beiden Schwangerschaften waren sehr prägende Ereignisse für Nicole. Noch während der ersten Schwangerschaft outete sie sich ihrer Frau gegenüber, hielt sich aber für den Rest der Familie noch verschlossen, auch den Kindern gegenüber. Dieser Zustand wurde aber unerträglich für sie, und sie berichtete folgendes über die zweite Schwangerschaft ihrer Partnerin:

„Das hat mich wirklich fertig gemacht. Also seit der Schwangerschaft, die hat mir so zugesetzt, als meine Frau mit unserem Jüngsten schwanger war, das hat mir so zugesetzt das nicht empfinden zu können, nur beobachten zu können. Das es im großen und ganzen der Grund war, einfach den Mund auf zu machen. Das Leben mal zu verändern und zu sagen, nein ich bin kein Kerl. Ich kann das nicht“ (Nicole: 265-269).

Nicole beschrieb, dass sie den sehr starken Wunsch verspürte, selbst schwanger sein zu wollen. Diese Erkenntnis war letztlich der letzte Baustein, der ihr noch fehlte, um ganz sicher zu sein, dass sie eine Frau ist. Nicole wurde sich mit ca. 16 Jahren bewusst, nie schwanger werden zu können (vgl. Nicole: 18-20) und verwehrte sich unter anderem deswegen die Möglichkeit des Gedankens, eine Frau sein zu können. Zu der Erkenntnis zu gelangen, dass sie trotz fehlender Gebärfähigkeit eine Frau sein kann, war für sie ein langer und schmerzhafter Prozess. An einer Stelle beschrieb Nicole die Schwangerschaft der Ehefrau als eine der schlimmsten Phasen in ihrem Leben. So zu tun, als wäre sie ein Mann, führte zu schweren Depressionen und einer suizidalen Phase; Nicole sah ihr Outing als eine letzte

Chance zu überleben (vgl. Nicole: 920-947). Letztlich fand Nicole einen Kompromiss für sich, um diesem Widerspruch begegnen zu können:

„Und danach irgendwie rückführend rückblickend sagen zu können, ich hab das immer gemacht, dass ich Schwangerschaften genau beobachtet hab. Kam natürlich aus dem Bedürfnis, weil ich das unheimlich gern gehabt hätte, aber nicht haben konnte (3) Das ist auch das, worum ich Frauen wirklich beneide (lacht) also wirklich, die Anatomie, hin und her, stört mich eigentlich gar nicht so schlimm. Also mein eigener Körper ist jetzt nicht so, dass ich ihn komplett ablehne. Ich finde ihn nicht schön, aber lehne ihn nicht komplett ab. Aber nicht schwanger werden, das ist eine total fiese Geschichte, das ich nicht schwanger werden konnte ist fies (3) Bin trotzdem froh dass ich Familie hab und dass es so ist (2) ich glaub nur dass die Bindung, die man in der Schwangerschaft aufbaut, viel intensiver ist als das, was ich je empfinden kann“ (Nicole: 247-255).

Der Kompromiss bestand für Nicole also darin, dass sie für sich feststellt, unabhängig von der Beschaffenheit ihres Körpers eine Frau sein zu können, aber eben keine Mutter. Mutterschaft wird als etwas inhärent Weibliches begriffen, was sie für unerreichbar hielt. Das bedeutet, dass die Vorstellung des unausweichlichen Zusammenhangs von Schwangerschaft und Frau-Sein so sehr auf Nicole einwirkte, dass sie sich selbst und ihren Gefühlen nicht trauen konnte, bis hin zur jahrzehntelangen Verneinung der eigenen Identität. Inzwischen trennt Nicole das für sich: Das Frau-Sein funktioniert für sie unabhängig von Mutter-Sein. Was aber bleibt war die Vorstellung, dass Schwangerschaft unweigerlich mit Weiblichkeit verknüpft sei; ebenso wie die Vorstellung, dass es eine 'natürliche Bindung' zwischen Mutter und Kind gäbe, welche nur durch eine Schwangerschaft entstehen könne. Schwangerschaft ist für sie persönlich ein elementarer Bestandteil von Frau sein. Trotzdem war ihr durchaus bewusst, dass eine Person nicht durch eine fehlende Gebärfähigkeit eine weniger 'echte' Frau ist, wie an anderen Stellen im Interview auch deutlich wurde⁶⁶. Das Wissen, dass das Schwanger werden können nicht mit Frau sein verknüpft sein muss, kollidiert mit dem individuell erlebten Unbehagen, sich ohne diese Fähigkeit auch als Frau definieren zu können.

Hetero- und repronormative Strukturen sind nicht nur etwas, das 'einfach da' ist, sondern etwas das spürbar, erlebbar wird, wie in den Fällen von Kristian und Nicole. Zu wissen, dass diese Strukturen existieren, sich sogar 'anders' zu positionieren und zu identifizieren in diesem System, ändert an dieser Stelle nichts daran, dass es konkrete Auswirkungen auf das persönliche Empfinden hat. Sowohl Kristian als auch Nicole erleben die Schwangerschaften als etwas Weibliches, etwas dass sie mit Frau-Sein verknüpfen, auch wenn sich die eigene Identität im vermeintlichen Widerspruch dazu befindet.

⁶⁶ Sie berichtet beispielsweise von einer Freundin, einer cis Frau, welche Krankheitsbedingt keine Kinder bekommen kann, und die durch Nicole lernte, sich trotzdem als Frau zu akzeptieren (Nicole: 1573-1580).

4.1.2.2 Die Abgrenzung zu Zuschreibungen von Weiblichkeit oder Frau-Sein aufgrund der Schwangerschaft

„Und Schwangerschaft selbst ist irgendwie unglaublich furchtbar verweiblicht. Zumindest wenn man den Leuten drumherum glauben darf. Das ist ziemlich anstrengend eigentlich (lacht). Und das war irgendwie im Nachhinein dann auch beim Coming-out. Das war immer das Thema. Weil naja/ bin keine Frau, ich bin aber auch kein Mann. Ich bin genderqueer. Dann kam immer sofort 'Was? Aber du hast doch ein Kind. Du warst doch schwanger. Das ist doch so weiblich. Du bist doch voll die Frau.' Immer. Jedes Mal. Und das ist unglaublich anstrengend und nervtötend (lacht). Und irgendwie habe ich das Gefühl, dass mit der Schwangerschaft wurde mir das abgesprochen. Dass ich irgendwie nicht Frau sein könnte“ (Nuka: 21-27).

Diese Erzählung folgte fast als erstes nach der Eingangsfrage. Das Thema Verknüpfung von Schwangerschaft und zugeschriebenem Frau-Sein war für Nuka ein äußerst relevantes Thema. Nin⁶⁷ bezieht sich in obigem Zitat nicht auf den Zeitpunkt der Schwangerschaft selbst, sondern eher auf die späteren Zuschreibungen. Also dass Menschen, sobald sie erfahren, dass Nuka schwanger war, nins Identität infrage stellten und Schwangerschaft unausweichlich mit Frau-Sein verbanden. Den Personen, die selbst schwanger waren, wurde durch die Tatsache, ein Kind geboren zu haben, immer wieder die eigene Identität abgesprochen. Nuka beschrieb im obigen Zitat zweimal, wie unglaublich kräftezehrend der Kampf gegen diese Stereotype war, und führte das später noch einmal deutlicher aus:

„[A]lso jedes Mal, wenn ich gesagt habe, dass ich keine Frau bin, wurde mir das nicht geglaubt, auf Grund der Tatsache, dass ich geboren habe. 'Weil das ja so etwas Weibliches ist und zutiefst Frau und intim.' Und das ist so fest verankert und alle finden das, dass Schwangerschaft etwas Frauliches ist. 'Und etwas intim/ mit der weiblichen Seite, wo du nie weiblicher bist, als in der Schwangerschaft. Und nie mehr verbunden mit der Frau in dir' Wie auch immer! Solche komischen Dinge höre ich da. Und das hat mich zutiefst fertig gemacht. Ich muss jedes Mal erklären, warum meine Schwangerschaft mich nicht zur Frau macht“ (Nuka: 1286-1292).

Das normative System der binären Zweigeschlechtlichkeit wirkt hier gleich mehrfach. Zum einen wurde Nuka ständig gezwungen, sich zu erklären. Da nin keine Frau ist, aber Schwangerschaft an Frau-Sein gekoppelt ist, wird dieser Outing-Zwang zum Alltag. Zum anderen reichte es aber auch nicht, dem Gegenüber mitzuteilen, keine Frau zu sein. Zum Outing-Zwang kam noch der Rechtfertigungszwang hinzu. Nuka musste erklären, wie es überhaupt möglich sei, schwanger gewesen, aber eben keine Frau zu sein. Weiterhin musste nin sich als nicht-binäre Person noch der Problematik stellen, dass die Existenz nicht-binärer

⁶⁷ „Nin“ ist Nukas selbstgewähltes Pronomen.

Geschlechter in der gesellschaftlichen Wahrnehmung noch nicht sehr verbreitet, und schon gar nicht ernst genommen wird.

Freddie machte sehr ähnliche Erfahrungen wie Nuka. Wie auch schon bei Nuka begann das Interview mit Freddie mit einer Erzählung über die Relevanz der Schwangerschaft in Bezug auf die eigene Identität. Während Nuka dies retrospektiv betrachtete, ahnte Freddie schon während der Schwangerschaft, nicht in eine Geschlechtsbinarität hineinzupassen:

„Als ich dann schwanger war ist mir sehr schnell/ also so zwei ganz ganz klare Geschichten aufgefallen oder nochmal bewusst, bewusster muss man wahrscheinlich sagen, geworden. Nämlich erstens, dass ich wohl sehr wahrscheinlich definitiv nicht cis bin (lacht) und zweitens, dass Hormone ne krasse Sache sind“ (Freddie: 77-80).

Diese Aussage bestätigte Freddie, als eff kurz darauf berichtet, schon in der Jugend eine offen queere Identität gehabt zu haben (vgl. Freddie: 30; 89-91). Aber eff hatte lange keine richtigen Worte dafür. Die Schwangerschaft war dann ausschlaggebend für das Bewusstwerden trans* zu sein, auch wenn das öffentliche Outing erst später kam. Die Realisierung entstand über Abgrenzung. Das heißt, die vergeschlechtlichen Anrufungen (wenn auch hier wieder nicht konkretisiert wurde, welche Inhalte diese hatten) waren wie eine Negativ-Folie für Freddie, die Erkenntnis nicht zu sein, was andere gerade von eff behaupteten:

„Und dass ich dann immer gemerkt habe 'neeeeeihen – no!', aber nicht unbedingt immer gesagt habe, oder eigentlich gar nicht. Sondern nur gemerkt habe 'nein nein nein nein', was du da erzählst, das nein/ das hat nichts mit mir zu tun! Ich seh das, dass du das jetzt so denkst, dass du mir das jetzt so zuschreibst, dass du die die und die Begrifflichkeiten mit dem und dem verbindest, aber that's not me. Hat nichts mit mir zu tun. Dass ich dann innerlich schon die ganze Zeit mit Abgrenzung beschäftigt war“ (Freddie: 632-637).

Freddie und Nuka haben gemeinsam, dass sie die Verknüpfung von Schwangerschaft und Weiblichkeit ganz klar ablehnen und diese 'Ansicht' nach außen mühsam verteidigen müssen.

4.1.2.3 Die Denkbarekeit einer erneuten Schwangerschaft

Die erlebten Zuschreibungen während der Schwangerschaft bzw. die retrospektive Betrachtung derselbigen haben konkrete Folgen für die weitere Familienplanung von mindestens einer meiner Interview-Partner_innen⁶⁸. So äußerte Nuka, eigentlich gerne auch

⁶⁸ Nuka war die einzige Person, welche mit mir über weitere Familienplanung sprach. Während der anderen Interviews habe ich, zugegebenermaßen, nicht daran gedacht, Fragen nach weiteren Kindern zu stellen; zum einen weil die Befragten selbst nicht auf das Thema zu sprechen kamen, und zum anderen weil es mein Leitfaden nicht vorsah. Dennoch halte ich diesen Punkt für einen wichtigen Aspekt bezüglich trans* Elternschaft, weshalb ich ihn hier - trotz mangelnder 'Fallsättigung' - mit aufgenommen habe.

noch ein zweites Kind haben zu wollen, aber aus Angst vor den erneuten sehr vergeschlechtlichen Zuschreibungen während der Schwangerschaft nicht zu glauben, diesen Wunsch verwirklichen zu können. Nuka sagte in diesem Zusammenhang:

„Ich glaube ich bin ganz froh, dass ich zu meiner Schwangerschaft noch nicht gewusst habe, dass ich trans* bin. Ich glaube, das wäre viel schlimmer gewesen. So im Nachhinein betrachtet“ (Nuka: 142-144).

Begründet wird dies – neben den erfahrenen geschlechtlichen Zuschreibungen im Allgemeinen – mit dem übergriffigen Verhalten von Ärzt_innen und Pflegepersonal:

„Und/ ich habe mich jetzt nicht so weiblich gefühlt, aber meine Güte, trägst du jetzt halt das Kind aus. Ich glaube, ich wäre völlig durchgedreht, wenn ich im Krankenhaus die ganze Zeit dann auch noch irgendwie gegen alle möglichen Ärzte und Hebammen und überhaupt angehen hätte müssen. Ich glaube, das hätte ich getan. Weil sonst/ drei Tage Intensiv-Betreuung sind nicht sehr witzig, wenn man die ganze Zeit dann irgendwie misgendert und solche Dinge wird“ (Nuka: 148-152).

Nuka berichtete ja bereits von den massiven Anstrengungen, ständig erklären zu müssen, keine Frau zu sein. Weiterhin erzählte nin, dass auch die Geburtsvorbereitungskurse sehr heteronormativ gewesen seien (Nuka: 1268-1283). Für Nuka sei es daher momentan unvorstellbar, sich diesem Prozedere unter den aktuellen Bedingungen erneut zu stellen. Nuka wohnt zudem in einer Kleinstadt, in der es, im Gegensatz zu Großstädten wie etwa Berlin, keine trans* freundlichen Geburtsvorbereitungskurse und Hebammen etc. gibt⁶⁹.

Dass trans* Personen eine schlechte Stellung im Gesundheitssystem haben, ist leider auch traurige Realität (z.B. Gatekeeping bezüglich Hormonen und OPs, aber auch die Ablehnung von bestimmten Krankenkassenleistungen). Abgesehen von den genannten strukturellen Hindernissen haben trans* Personen oft, wie im Zitat gerade auch deutlich wurde, Angst vor der persönlichen Interaktion mit Ärzt_innen und Pflegepersonal. Dies ist sicherlich auch bedingt durch das Abhängigkeitsverhältnis, in welches mensch sich begibt, sobald es um ärztliche Behandlung geht.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass nin keine Möglichkeiten erwähnte, die einen Kinderwunsch auch auf anderem Weg als durch eine eigene Schwangerschaft erfüllen könnten. Dies könnte meiner Meinung nach mehrere Ursachen haben: Zum einen steht die Äußerung bezüglich der weiteren Familienplanung in Zusammenhang mit nins aktueller Beziehungskonstellation. Ich vermute daher, dass ein eventuelles zweites Kind auf demselben Weg (nämlich durch eine erneute Schwangerschaft von Nuka) wie das Erste in nins Familie

⁶⁹ Z.B. Geburtsvorbereitung für Regenbogenfamilien
<http://berlin.lsvd.de/gruppen/geburtsvorbereitungskurs-fuer-werdende-regenbogenfamilien/>

finden soll. Zum Anderen zeigt sich auch hier das Vorhandensein (unausgesprochener) repronormativer Vorstellungen von Elternschaft.

4.1.2.4 Die Entkopplung des Stillens von geschlechtsspezifischen Vorstellungen

Stillen ist, ähnlich wie Schwangerschaft, etwas das in der Öffentlichkeit als vermeintlich eindeutig weibliche Performanz verhandelt wird. In dem in Kapitel 2.6.2 erwähnten Beitrag von e. (2015) beschreibt die_er Autor_in, dass das Stillen nach kurzer Zeit, aufgrund der nicht mehr ertragbaren vergeschlechtlichen Zuschreibungen, aufgegeben werden musste. Dazu kamen die Äußerungen der Personen, die das Schwanger-Sein und die dazugehörigen Anrufungen an Weiblichkeit bzw. Frau-Sein deutlich ablehnten (vgl. Kapitel 4.1.2.2). Darauf hin hatte ich die Vermutung, dass diese Personen ähnliches beim Stillen empfinden würden. Meine Annahme konnte jedoch nicht bestätigt werden:

„Lustigerweise/ ich habe sehr lange gestillt. Also ich habe fast drei Jahre lang gestillt (lacht). Ich habe erst im Oktober abgestillt. Und (2) für mich war das nie so ein weiblicher Akt“ (Nuka: 131-132).

„(I)ch hab ihn gestillt, ich hab ihn anderthalb Jahre lang gestillt, relativ lang, zehn Monate lang sogar voll. Und das war das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, die Brüste haben auch irgendeinen Sinn“ (Kristian: 251-252).

Sowohl Nuka als auch Kristian sagten von sich selbst, vergleichsweise lange gestillt zu haben. Hier wird vermutlich auf die aktuelle empfohlene Stilldauer referiert, welche laut World Health Organization (WHO 2018) sechs Monate beträgt und in allen Baby-Ratgebern zu finden ist⁷⁰. An dieser Stelle wurde von beiden besonders hervorgehoben, dass sie länger 'als nötig' gestillt hätten⁷¹. In diesen beiden Zitaten wurde auch deutlich, weshalb Nuka und Kristian das Stillen nicht als besonders problematisch hinsichtlich vergeschlechtlicher Normvorstellungen empfanden. Stillen wurde zu etwas Pragmatischem; die Brüste, welche vorher als störend empfunden worden (vgl. dazu Kristian: 167-170; Nuka: 136), hätten nun eine Funktion, einen „Sinn“. Dieser Pragmatismus machte es meines Erachtens nach möglich, dass eine Entkopplung von Stillen und Weiblichkeit bei den Befragten möglich war. Nuka machte auch darauf aufmerksam, dass sich in diesem Punkt von anderen trans* Eltern unterscheidet:

⁷⁰ Damit gemeint ist sechs Monate ausschließlich zu stillen und anschließend mit Beikost zuzufüttern. Vgl. hierzu das Still-Lexikon <https://www.still-lexikon.de/empfehlungen-der-who-fuer-die-ernaehrung-gestillter-kinder/>.

⁷¹ Vgl. hierzu auch: Schneider (2013): Stillstand oder von der ideologisch belastenden Muttermilch.

„[W]eil die meisten [trans*; R.W.] Eltern mit denen ich mich unterhalten habe, die irgendwie das Kind geboren haben, haben eher schnell abgestillt, weil sich das sehr als Verweiblichung angefühlt hat und dass Menschen von außen einen dann sehr auf die weibliche Ecke legen“ (Nuka: 138-141).

Nuka führte nicht weiter aus, mit welchen anderen trans* Eltern nin sprach, also woher nin diese Informationen bezog. Zumindest aber der Artikel von e. (2015) und die Arbeit von Spahn (2017) bestätigen diese Aussage.

Inwieweit Kristian in der Öffentlichkeit gestillt hat, ist mir unbekannt. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass es einfacher ist, Stillen vor der Öffentlichkeit zu verstecken, als eine Schwangerschaft. Und es somit auch einfacher ist, ungewollten Anrufungen an den Körper aus dem Weg zu gehen. Hier begeben sich aber auf das Feld des Spekulativen.

4.1.3 Zwischenfazit

Alle Befragten, egal ob selber schwanger oder nicht, erlebten die Schwangerschaft(en) als ein einschneidendes Erlebnis, als identitätsstiftenden Moment. Die drei Personen, die selber schwanger waren, haben jeweils ein Kind geboren. Die vierte Person hat zwei Schwangerschaften ihrer Ehefrau miterlebt. Allen gemeinsam ist, dass sie sich in ihren Biografien damit auseinandersetzen mussten, dass in unserer Gesellschaft Schwangerschaft an Weiblichkeit bzw. Frau-Sein gekoppelt ist, und sich diese Verschränkung in verschiedenen Weisen mit der eigenen Identität widersprach.

In diesem Teil der Analyse ging es um die (nachträgliche) Auseinandersetzung mit vergeschlechtlichen Anrufungen während der Schwangerschaft, sowie um Auswirkungen und Ambivalenzen hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Identitäten. Eine besondere Rolle spielt hier die Diskrepanz zwischen gesellschaftlichen Anrufungen und eigenem Geschlechtsempfinden. Alle Befragten waren zum Zeitpunkt der Schwangerschaft noch nicht als trans* geoutet. Die Bewertung der erlebten Schwangerschaften erfolgte aus heutiger, geouteter trans* Perspektive. Im Falle der selbst erlebten Schwangerschaften von Nuka und Freddie vor deren trans* Outing ist denkbar, dass die Differenz, zwischen dem, wie sie sich selbst geschlechtlich identifizierten und dem wie sie wahrgenommen wurden, zu diesem Zeitpunkt in ihren Leben am größten war. Dies liegt darin begründet, dass Schwangerschaften gesellschaftlich als etwas inhärent Weibliches gesehen werden, möglicherweise als *der* Beweis schlechthin für das Frau-Sein.

Den Personen, die selbst schwanger waren, wird, durch die Tatsache ein Kind geboren zu haben (oder auch nur die Annahme dessen), kontinuierlich die eigene Identität abgesprochen – und dies auch noch lange Zeit nach der eigentlichen Schwangerschaft selbst. Diese

permanenten negativen Erfahrungen schürten bei (mindestens) einer Person die Angst vor einer erneuten Schwangerschaft, selbst bei durchaus noch bestehendem Kinderwunsch.

Teilweise müssen sich die befragten trans* Eltern in mehrfacher Weise verteidigen: Sie müssen beweisen „wirklich“ trans* zu sein (für die nicht-binären Eltern ist dies eine besondere Herausforderung, wird ihr Geschlecht oft grundsätzlich von der Gesellschaft angezweifelt), sie müssen gegen biologistische Rollenanforderungen kämpfen und gleichzeitig auch noch beweisen ein gutes Elter zu sein, sowohl im privaten als auch im öffentlichen Raum. Insbesondere auf den letzten Punkt werde ich im folgenden Kapitel näher eingehen.

4.2 „[W]enn ich alleine unterwegs bin, kriege ich selten Kommentare. [...] Aber wenn ich mit Kind unterwegs bin, dann bekomme ich viel mehr Kommentare.“ - Normative Vorstellungen von Elternschaft und Familie

Ein Elter* zu sein hat erheblichen Einfluss auf die Reaktionen, welche trans* Menschen im privaten wie auch im öffentlichen Raum erhalten. Das Passing wird brüchig, das Wohl der Kinder wird von anderen Menschen angezweifelt, hinzu kommen Selbstzweifel.

Wie bereits in Kapitel 2.4 dargelegt, gibt es ein breites gesellschaftliches Interesse am vermeintlichen Kindeswohl, sobald es sich nicht mehr um die *weiße* hetero-Kleinfamilie handelt. Diese Erfahrung machten auch alle meine Interview-Partner_innen: Sowohl im privaten als auch im öffentlichen Kontext wird ihre Kompetenz als Eltern und das Wohlergehen der Kinder auf Grund des trans* sein in Frage gestellt. In diesem Kapitel soll es darum gehen, mit welchen Normen die Befragten bezüglich Elternschaft und Familie konfrontiert wurden, und anschließend welche Auswirkungen jene Anrufungen auf die trans* Eltern hatten, und wie sie letztlich damit umgingen.

4.2.1 Hetero- und repronormative Vorstellungen von Elternschaft und Familie

„[W]enn ich mit meinen Kindern unterwegs bin, ist/ ich denk dann nicht über mein Geschlecht nach, ich denk über kein Gender nach, über keine Geschlechtsidentität oder sonst was, ich bin einfach ich. Es sei denn es kommt eine saublöde Reaktion, die mich irgendwie in die Realität reinstößt und mir bewusst macht, dass ich eben anders aussehe“ (Nicole: 120-127).

Die Anzweiflung von der Kompetenz als Eltern begegnete meinen Interview-Partner_innen mehr im öffentlichen als im privaten Rahmen. Doch bevor es überhaupt zu einer Kommentierung der Erziehung oder ähnlichem kommt, muss 'die' trans* Person erst einmal

als solche 'erkannt' werden. Für Nicole spielte ihr Geschlecht eigentlich keine Rolle, wenn sie in ihrer 'Funktion' als Elter unterwegs war. Für trans* Menschen und auch andere marginalisierte Gruppen wird ihr 'anders sein' erst dadurch spürbar, weil sie als anders markiert werden.

Grundsätzlich wird von den meisten (cis) Personen versucht, alle Menschen in das bekannte Cis-Hetero-Raster einzuordnen. Wer als trans* identifiziert wird⁷², so wie Nicole, wird öffentlich angefeindet. Nuka und Freddie wiederum machten die Erfahrung, dass sie unweigerlich als 'Mutter' gelesen wurden, sobald sie mit Kind unterwegs waren:

„Also wenn ich alleine unterwegs bin und vor mich ein bisschen hinstarre, werde ich nicht besonders arg beachtet und viele passen mich dann auch als männlich, gerade auch wenn ich ein Cappy aufhabe. Mit Kind - keine Chance! Wenn jetzt nicht die ganz spezielle Situation kommt, wo ich dieses schlafende Kind getragen habe, die Leute ignorieren den Bart auch komplett und reden mich mit 'sie' an. 'Da, schau mal die Mama, und dadada und dadada' wo ich dann auch da stehe und denke: Das [deutet auf den Bart] könnte vielleicht ein dezenter Hinweis sein, dass das nicht so ganz das ist, was ihr gerade von mir denkt. Klar könnte es auch ne cis Frau sein, die sich ein Bart angeklebt hat, aber man könnte ja mal nachfragen. Also irgendwie/ (2) ich weiß auch nicht, was das ist. Ich muss dann noch nicht mal mit dem Kind reden, es muss dann noch nicht mal Stimme sein, aber Leute sehen uns zwei zusammen und sofort werde ich als 'die Mama' gepasst. Mit Bart und auch ohne Bart. Mit weitem T-Shirt oder was auch immer. Ich kann mich da anstrengen, wie ich nur möchte“ (Nuka: 1486-1496).

Nuka sprach hier von zwei verschiedenen Lesarten, wie nin in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Wenn Nuka ohne Kind unterwegs war, dann wurde nin zumeist als männlich gelesen. Anders war es für Nuka, wenn nin mit Kind in der Öffentlichkeit war: Nuka wurde bisher nur einmal als 'Papa' wahrgenommen (das ist die im Zitat angedeutete Situation, vgl. dazu Nuka: 1481-1484). Die zweite, weit häufigere Lesart, war die als Mutter wahrgenommen zu werden. In dem Zitat oben wird zudem deutlich, dass Nuka es auch trotz Bart extrem schwer hatte, nicht als Mutter gelesen zu werden. Für Nuka war ein Passing als Mann schon erfolgreicher, als als Frau gelesen zu werden. Auch wenn beides für nin nicht zutreffend ist, so war eine andere Lesart als die des zugeschriebenen Geburtsgeschlechtes schon als Gewinn zu verbuchen. Freddie erging es da sehr ähnlich:

„Und es passiert eben auch, das wollte ich vorhin schon sagen, das passiert auch viel, über das Kind, mit dem Kind, wenn ich mit dem Kind unterwegs bin, werde ich einfach viel öfter mis-ge-gendert als so. Und das lässt mich dann auch wieder daran denken, dass viel was mit Elternschaft zu tun hat, dann so doppelt belastet ist, mit stereotypen Vorstellungen von 'was ist ein Vater', 'was ist ne Mutter' und ich pass weder in das eine noch das andere“ (Freddie: 368-372).

⁷² Das betrifft vorrangig trans* Frauen. Zu den Ursachen und Wirkungen von Trans*misogynie vgl. FaulenzA (2017).

Freddie sprach hier einen wichtigen Punkt an. Es gibt genaue gesellschaftliche Vorstellungen von der Mutter- bzw. der Vaterrolle (vgl. dazu Kapitel 2.3). Und je nachdem wie die Person, die das Kind begleitet, gelesen wird, erfolgt auch eine andere Bewertung des Verhaltens als Elternteil. Freddie und Nuka sind beide weder Mutter noch Vater, wurden aber auch beide zumeist als Mütter gelesen und mit entsprechenden Erwartungen konfrontiert.

Insbesondere an die Personen, die die Kinder selbst gebären, wurde (mal explizit, mal implizit) herangetragen, dass es für Kinder unablässig und essentiell wichtig sei, eine Mutter (und bestenfalls auch einen Vater) zu haben. Die Anrufung, ein Kind bräuchte doch eine Mutter, bekam beispielsweise Kristian von seiner Mutter zu hören:

„Und sie [Kristians Mutter; R.W.] hat auch Sorge wegen Paul. Sie sagte, als sie selber ein Kind war, hätte sie das immer schlimm gefunden, wenn ihre eigene Mutter beim Friseur war, weil sie dann plötzlich anders war. Jetzt projiziert sie das so ein bisschen auf meinen Sohn und sagt, dass sich jetzt die Mutter in einen Vater verwandeln und dann ist die Mutter nicht mehr da. Das ist so ihr Gefühl, dass sich das für Paul das auch so anfühlen muss, als ob ich sterbe“ (Kristian: 112-116).

Auch wenn Kristians Mutter meiner Meinung nach zwei gänzlich unterschiedliche Gegebenheiten miteinander vergleicht (Friseurbesuch und Kristians Transition), so wird doch deutlich, dass sie der Auffassung war, das Kind bräuchte (s)eine Mutter. Hierbei wurde offensichtlich nicht die Person Kristian, sondern eine Mutterfigur gemeint.

Kurz vor dem eben zitierten Ausschnitt erzählte Kristian, dass seine Mutter sagte „[S]ie fühlt sich so als ob ich sterbe, sie sagt, es fühlt sich so an, als ob ihre Tochter stirbt“ (Kristian 111-112) und ebenjene Argumentation auch auf das Kind bezieht. Für Kristian sind das schwerwiegende Äußerungen; mehrfach im Interview erzählte er davon, wie er Angst habe, seine Familie zu zerstören, und dass genau das durch sein Outing passiert sei (Kristian: 39-47; 306-309; 362-372; 466-485). Für Kristians Mutter sei das Ideal, wenn eine Mutter sich erstens nicht verändere und zweitens immer für das Kind da sei. Kristian stellte aber klar, dass er auch 'trotz' Transition weder aus dem Leben seines Sohns verschwunden, noch ein anderer Mensch geworden sei:

„Und sie [Kristians Mutter; R.W.] hat auch Sorge, dass ich dann anders bin, dass ich ihm gegenüber anders bin und ich sage dann, Mama, ich werd mich ja ihm gegenüber nicht anders verhalten, ich war ja noch nie typisch Frau und das hat ja auch noch nie jemanden gestört, und Paul schon gar nicht, und ich werd mich genauso verhalten wie vorher auch ihm gegenüber“ (Kristian: 117-120).

Kristian wurde ebenfalls von seiner Schwester mit Fragen „bombadiert“, welche sowohl das vermeintliche Wohl des Kindes, als auch die potentielle 'Abwesenheit' der Mutter thematisierten:

„[I]ch hab ihr [Kristians Schwester; RW] auch im Juni erzählt, dass ich trans bin, dass ich auch die Transition möchte und sie hat es erst positiv aufgenommen aber dann, einen Tag später, fing sie an mich mit Nachrichten zu bombardieren auf dem Handy und die meisten gingen halt um Sorge um meinen Sohn. 'Und wird der dann Mama oder Papa sagen?', 'Hat der dann zwei Väter?', 'Wird er dann nicht gehänselt in der Schule?', und 'Kann ich das nicht für ihn aushalten?' und 'Warum ist mir das Aussehen so wichtig?' (Kristian: 102-106).

Die Schwester sprach hier gleich mehrere Ebenen an. Die erste war die Frage nach der Selbstbeschreibung als Elternteil. Kristian war sich, wie ich später in Kapitel 4.3 darstellen werde, diesbezüglich selbst noch nicht sicher. In diesem Kontext war es auch eher nicht als ernstgemeinte, interessierte Frage, sondern als Vorwurf einzuordnen, das Kind zu verwirren. Die zweite Frage nach den zwei Vätern festigt die vorher geäußerte These der Unerlässlichkeit einer Mutter in der Vorstellung einer 'normalen' Familie. Die letzten Fragen zielten auf das (von der Schwester angezweifelte) Wohlergehen des Kindes ab. Damit traf sie bei Kristian einen wunden Punkt, denn er will nicht, dass sein Kind in der Schule zum Mobbing-Opfer wird (vgl. dazu auch Kristian: 128-137 sowie Kapitel 4.2.2.1).

Die Vorstellung davon, dass ein Kind zwangsläufig eine Mutter bräuchte, ist eng verknüpft mit (Rollen-)Bildern von Mutterschaft innerhalb einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft. Diesen Punkt werde ich in Kapitel 4.3 noch einmal genauer aufgreifen, denn auch Nuka und Freddie setzen sich mit der Frage auseinander, inwiefern sie den Kindern die Mutter 'wegnehmen' würden; allerdings mehr unter dem Vorzeichen der Fragen nach Selbstbezeichnungen, und weniger von so expliziten Anrufungen von Außen, wie jene von denen Kristian erzählte.

Wie eben bereits angedeutet, zielten einige der Fragen von Kristians Schwester auf das vermeintliche Wohl des Kindes ab. Mit der Frage, ob Kristian „es“ nicht für das Kind aushalten könne, wurde auch schon eine 'Lösung' vorgeschlagen: nicht zu transitionieren. Hinter diesem Vorschlag steckt die recht weit verbreitete Annahme, trans* sein wäre eine aktive Entscheidung, die abwendbar und umkehrbar sei. Weiterhin treten hier normative Vorstellungen von Familie zu Tage, von deren Abweichen die Schwester negative Konsequenzen für Kristians Kind befürchtete. Zu bemerken ist noch, dass Kristian später anfügte, dass sich nach kurzer Zeit die Reaktionen der Schwester gebessert hätten. Dennoch resümierte er später, dass es für die Schwester einen relevanten Unterschied gemacht hätte, dass er ein Kind habe:

„Ich glaube dass das einen Unterschied gemacht hat⁷³, ja, also ich kanns jetzt nur vermuten, weil es wie gesagt alle wussten, aber, für meine Schwester war das äußerst relevant und das ist auch meistens die erste Frage, was mit dem Kind ist, also die erste Sorge und die erste Frage, daher denk ich schon, dass sie das Gefühl haben, dass ich ja durch meine Entscheidung dass ich transitionieren will und dadurch dass ich eine Verantwortung für meinen Sohn hab, mit dieser Entscheidung ja Dinge beeinflusse, die vielleicht nach den Befürchtungen der Leute negativ für ihn sind. Insbesondere dass ich ja dann schwul bin, das scheint irgendwie noch schlimmer zu sein als dass ich (lacht) als dass ich dann auf einmal ein Mann bin (lacht). Weil das eine das ist vorübergehend, also, das wird dann, wenn ich die Transition vollzogen habe, ist das wahrscheinlich nicht mehr komisch, oder nicht mehr sichtbar“ (Kristian: 635-643).

Kristian machte die Beobachtung, dass die Sorge über das Kind meist eine der ersten Reaktionen war, die er auf sein trans* Outing bekam. Er berichtete aus seiner Erfahrung, dass Menschen ihn für einen negativen Einfluss für sein Kind halten. Zudem schätzte er, dass die Anrufungen an das Kindeswohl nicht mit abgeschlossener Transition (wenn er auch nicht genauer darauf einging, was das für ihn bedeutete) beendet sein werden, denn als schwuler Mann sei er weiterhin normabweichend und somit ein 'negativer Einfluss'.

Kristian ist nicht der einzige, der mit Zweifeln bezüglich des Wohlergehens der Kinder konfrontiert wird:

„[W]enn ich alleine unterwegs bin, kriege ich selten Kommentare. [...] Aber wenn ich mit Kind unterwegs bin, dann bekomme ich viel mehr Kommentare“ (Nuka 102-106).

„Naja, immer die Frage: 'Das Kind! Wie geht es dem Kind damit? Ist es für den okay? Ist es nicht arg irritierend?' Nein! Weil für das Kind ist es völlig normal. Es ist nicht irritierend. Das Kind kennt es gar nicht anders. Menschen sind komisch“ (Nuka: 1512-1514).

„Dass die Menschen, die wussten, dass ich Kinder habe mit der Frage: 'Ja und die Kinder?' oder 'Was, denkst du nicht an die Kinder?' oder 'Wie gehen die Kinder damit um?' Während die anderen sehr fokussiert auf *mich* reagiert haben“ (Nicole: 1469-1471).

Hinter der Frage „Ist es nicht irritierend?“ steht die Annahme, dass gender-nonkonformes Verhalten und Äußeres auf Kinder einen negativen Effekt habe. Nuka drehte in diesem Beispiel die Argumentation letztlich um. Nicht nin sei „komisch“, sondern die Menschen, die nin bewerten. Besonders auffällig ist an diesen Zitaten, dass alle Befragten einen deutlichen Unterschied in den Reaktionen ihres Gegenübers bemerken, je nachdem ob das Kind sichtbar ist oder nicht (dabei muss es nicht zwangsläufig physisch 'sichtbar' sein, das Bewusstsein über

⁷³ Hier habe ich gefragt, ob Kristian einen Unterschied in den Reaktionen bei seinen Outings ausmachen kann, je nachdem ob das Gegenüber von der Existenz seines Kindes weiß oder nicht.

die Existenz des Kindes ist meist ausreichend). Sowohl Nuka als auch Nicole konnten nicht nur eine höhere Quantität, sondern auch inhaltliche Unterschiede bei den Fragen und Kommentaren ausmachen. Die Befragten waren, wenn sie als kinderlos gelesen wurden, insgesamt weniger Kommentaren ausgesetzt. Sobald sie jedoch als Eltern identifiziert wurden, bekamen sie nicht nur deutlich mehr, sondern auch gänzlich andere Kommentare. Für die Außenstehenden scheint es eine unsichtbare Grenze zu geben, deren Überschreiten auf Grund der Elternschaft gerechtfertigt erscheint. Während sich die als kinderlos gelesenen trans* Person 'lediglich' mit der Adressierung transfeindlicher Vorurteile und Diskriminierungen konfrontiert sehen müssen, so lassen die Fragen Außenstehender darauf schließen, dass durch die Elternschaft von trans* Menschen vielmehr Grundlagen einer heteronormativen, cisnormativen Gesellschaft in Frage gestellt werden können. Und die Eltern demnach plötzlich nicht nur eine Art von 'Gefahr' für die Kinder, sondern vielmehr für die Gesellschaft darstellen, eben durch ihre Verantwortung für Kinder, welche in zukünftigen Gesellschaften leben werden. Aus diesen Befürchtungen heraus, so meine Vermutung, werden höfliche Zurückhaltungen über Bord geworfen. Eine weitere Erklärung wäre, dass die Kinder als Vorwand dienen, die Vorbehalte gegenüber trans* Personen frei äußern zu können, da (wie in Kapitel 2.4 dargelegt) das Kindeswohl als Gemeingut verhandelt wird. Meine Vermutung hier ist, dass beide Erklärungen zusammenspielen und sich auch gegenseitig bedingen.

4.2.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien

Die gesellschaftlichen Normen und Anrufungen bezüglich trans* sein, Elternschaft und Kindeswohl haben vielerlei Auswirkungen auf meine Interview-Partner_innen. Die permanente Infragestellung der Identität sowie der elterlichen Kompetenzen hat reale Effekte auf den Umgang mit den eigenen Kindern, aber auch auf die Interaktion mit anderen Erwachsenen. Im Folgenden werfe ich einen genaueren Blick auf verschiedene Auswirkungen (Kapitel 4.2.2.1 und 4.2.2.2) sowie Umgangsstrategien (Kapitel 4.2.2.3 und 4.2.2.4), mit denen die Befragten den genannten Normen begegnen.

4.2.2.1 *Angst um das Wohlergehen der Kinder*

Die beständigen Fragen und Kommentare bezüglich des Wohlergehens der Kinder aufgrund der geschlechtlichen Identität ihrer Eltern hatte konkrete Auswirkungen auf meine Interview-Partner_innen. Die Angst, dass den Kindern die trans* Identität ihrer Eltern (also der Befragten) zum Nachteil wird, war bei meinen Interview-Partner_innen ständig präsent.

Beispielsweise die Sorge, dass die Kinder zur Zielscheibe für Mobbing in der Schule werden, wurde auch in Nicoles Interview angesprochen:

„Die Kinder waren auch immer der Grund, wo wir so gesagt haben, wir möchten denen die Möglichkeit geben, dass sie es verstehen, und die aber auch nicht überfordern und auch nicht in eine Position bringen, wo sie von außen dann mit Mobbing und ähnlichen konfrontiert werden, ohne darauf vorbereitet zu sein. Weil das ist ja das/ was die trans* Eltern sehr oft unter Druck setzt, ist das, wie wird mit meinen Kindern umgegangen? Was erleben die im Schulhof? Und mein Mittlerer, der ist jetzt Acht, der hat eine relativ gute Strategie entwickelt, wenn er was gefragt wird, was eigentlich eine Frage ist, die sich an mich richtet, sagt er den Leuten 'dann frag sie doch selbst'“ (Nicole: 72-79).

Für Nicole stellte sich also nicht die Frage, *ob* die Kinder gemobbt werden, sondern wie sie ihre Kindern am Besten darauf vorbereiten kann. Nicole war sich bewusst, dass die Fragen nach dem Kindeswohl insbesondere für trans* Eltern (oder andere queere Familien) präsent sind. Sie selbst hatte wenig Sorgen, dass ihre Kinder größere Probleme haben werden. Wie hier im Zitat sichtbar wurde, haben ihre Kinder bereits Wege gefunden, um mit unangenehmen Situationen umzugehen. Dass Nicole das Mobbing als unausweichlich sieht, mag etwas pessimistisch klingen, erscheint mir aber eine gute Einschätzung realer Verhältnisse hetero- und cis-normativer Strukturen zu sein. Nicole ist allerdings auch die einzige meiner Interview-Partner_innen, welche Kinder im schulpflichtigen Alter hat. Für die anderen Befragten war Mobbing noch kein akutes Thema, aber ein bedrohliches, scheinbar unausweichliches Szenario:

„Und ich habe manchmal ein bisschen Angst für mein Kind, ob es dann irgendwann/ wenn die Kinder mich schon teilweise echt bedrängen in dem Kindergarten, dass mein Kind halt irgendwann vielleicht auch voll bedrängt wird“ (Nuka: 76-78).

Nuka erzählte kurz zuvor, von anderen Kindern in der Kita unangenehme Fragen bezüglich nins Identität gestellt bekommen zu haben. Nuka leitete daraus ab, dass wenn Kinder schon unangenehm zu Erwachsenen seien, die Schwelle niedriger sei, auch unangenehm zu anderen Kindern zu sein.

Kristian hingegen hatte eine etwas andere Sichtweise auf das Thema Mobbing. Er war sich, ebenso wie Nicole und Nuka, sicher, dass Mobbing unvermeidbar sei. Und auch er wollte sein Kind gut vorbereiten, damit es gegen etwaige Angriffe gewappnet sei. Jedoch war Kristian der Ansicht, dass der Auslöser für Mobbing ein individuelles Charaktermerkmal und nicht ein strukturelles gesellschaftliches Problem sei (vgl. Kristian: 128-132).

Freddie machte sich ebenfalls Sorgen um die Zukunft des Kindes:

„[...] frage ich mich gleichzeitig auch, wie es denn so im Außen weitergeht. Denn tatsächlich ist ein großer Unterschied, ob es nur um dich geht, auch da ist Transition ein krasses Ding. Aber wenn dann ein kleiner Mensch mit dran hängt, und eben auch Orte mit sich bringt, wie zum Beispiel der Kinderladen, später die Schule, (seufzt) macht das eben Dinge auch anders. [...] Dass ich ja um mich herum sehe, wie trans* Menschi schon an sich viel von diskriminierenden Scheiss betroffen sind und dann nochmal sich vorzustellen, du bist halt grad mit deinem Kind unterwegs irgendwo und hast dann so eine Situation/ ja das ist schon nochmal ne andere Nummer und fühlt sich auch bedrohlich an, wenn ich mir das in meinem Kopf so überlege. Und gleichzeitig ist mir natürlich auch klar, dass ich da auch anders privilegiert bin, als zum Beispiel, naja, eine trans* Frau, die ein Kind hat“ (Freddie: 167-181).

Freddies Äußerung legen nahe, dass eff selbst negative Erfahrungen in der Kindheit und Jugend gemacht hat. Wie in den vorangegangenen Abschnitten auch mehrfach verdeutlicht wurde, waren meine Interview-Partner_innen öfter verbalen Übergriffen ausgesetzt. Freddie beschreibt hier, dass eff zwar bisher keine körperlichen Übergriffe erfahren habe, aber durchaus sehr bedrohliche Situationen erlebte (vgl. dazu auch Freddie: 795-826) und dadurch jene leider als nicht unrealistisches Zukunftsszenario sah. Die Angst bei Freddie wurde verstärkt durch das Eltern sein, weil eff in einer potentiell gefährlichen Situationen eben nicht nur für sich allein verantwortlich sei, sondern auch für das Kind. Und Freddie sich bewusst machte, dass es schwieriger ist sich selbst zu verteidigen, sobald ein Kind dabei ist. Trotz aller Angst war Freddie auch bewusst, dass es zum einen akut nichts Konkretes zu befürchten gäbe und eff im Vergleich zu anderen trans* Personen bestimmte Privilegien habe, welche einen potentiellen Angriff zumindest etwas unwahrscheinlicher machen. Freddie spricht hier explizit trans* Frauen an, welche unverhältnismäßig oft Opfer von Übergriffen, Gewalttaten bis hin zu Morden werden⁷⁴.

Die Fragen und Anrufungen bezüglich des Kindeswohls hinterlassen deutliche Spuren bei den trans* Eltern. Den Eltern wird Angst gemacht, in dem ein Bedrohungsszenario für die Kinder aufgebaut wird. Selbst wenn sich die Eltern eigentlich sicher sind, dass die eigene Identität oder Sexualität keinen negativen Einfluss auf das Kind hat, so ist die Befürchtung, dass dem Kind etwas zustoßen könnte, doch real (vgl. dazu auch Kapitel 2.4).

4.2.2.2 Widersprüche zwischen trans* Realitäten und zweigeschlechtlichen Normen

„Und dann stehe ich plötzlich auf dem Präsentierteller da. Und dann stehe ich *mit Kind* auf dem Präsentierteller dar. Und dann denke ich, jetzt müsstest du doch irgendwie cool reagieren, um deinem Kind zu suggerieren, dass das okay ist. Und dass es das auch sein dürfte“ (Nuka: 111-113).

⁷⁴ Vgl. hierzu auch TvT research project (2016).

Eine Auswirkung der beständigen normativen Anrufungen des zweigeschlechtlichen Systems besteht darin, dass meine Interview-Partner_innen sich deutlich mehr Gedanken um die geschlechtliche (und auch sexuelle) Identität ihrer Kinder machen, als es vermutlich bei den meisten cis-Eltern der Fall ist.

Ein Resultat davon ist beispielsweise, dass Nuka und Freddie gerne dem eigenen Kind die Definitionsmacht über ihr Geschlecht geben wollen. Nuka fragte das Kind, welches Pronomen es sich wünsche und beobachtete verschiedene geschlechtliche Präsentationen, konnte und mochte diese auf Grund des Alters des Kindes aber noch nicht endgültig interpretieren (vgl. Nuka: 211-222). Nuka erwähnte aber kurz darauf auch, dass es nicht wichtig sei, nicht forciert das 'andere' Geschlecht durch entsprechende (z.B. farbliche) Markierung aufzudrücken, und versucht eher verschiedene Geschlechter-Expressionen zuzulassen (vgl. Nuka: 250-255). Nuka weigerte sich zudem, anderen Menschen das zugewiesene Geburtsgeschlecht des Kindes zu sagen. Das führte bei Nukas Gegenüber zu Irritationen und auch manchmal zu übergriffigen Fragen:

„Ich hatte Situationen, da stand ein fremder Mensch in der/ im Bus und hat sich in den Genitalbereich gezeigt und hat gefragt was es da unten hat. Weil das müssen wir ja wissen. Auf die Frage ob es ein Junge oder Mädchen ist, haben wir gesagt, 'wissen wir nicht'. 'Aber ihr müsst doch wissen was für Geni[talien; R.W.] was es da unten hat' (lacht). Und es war so 'o mein Gott, wirklich?' Das war so creepy (lacht)“ (Nuka: 292-296).

Einige Menschen scheint das Geschlecht eines Kindes offenbar extrem wichtig zu sein. So sehr, dass sogar äußerst intime Fragen gestellt werden. Die Frage nach den Genitalien ist insbesondere trans* (und auch inter*) Menschen nur zu gut bekannt. Dennoch ist es Nuka, nicht als ideologisch bezeichnet wird, nicht angeblich dem Kind „etwas einreden“ würde, da nicht dem Kind mehr Freiheiten lässt als es mehrheitsgesellschaftlich 'üblich' ist (vgl. Nuka: 70-74).

Das zweigeschlechtliche System ist jedoch extrem wirkmächtig, und auf Kinder wirken so viel mehr Einflüsse, als 'nur' die eigenen Eltern. Selbst trans* Personen, die ihren Kindern vorleben und erklären, dass bestimmte körperliche Eigenschaften nicht zwangsläufig etwas mit dem gelebten Geschlecht zu tun haben, können meist wenig gegen mehrheitsgesellschaftliche Realität tun:

„[A]ber mein Sohn hat sich/ der hat jetzt so ein Kinderbuch oder ja ein Kinderbuch über den Körper, wo dann drin steht der Unterschied zwischen Mann und Frau ist halt Penis oder Scheide und dann hat er sich momentan wieder umentschieden, dass ich eine Frau bin, aufgrund dieses Buches, und ich, ja ich denke dass/ also ich hab da jetzt keine Sorgen oder so (lacht). Der wird das dann schon merken würd ich denken. Ich denke es hängt auch damit zusammen, dass eben ich ja/ ich bin ja noch nicht in Hormontherapie, ich werd es im Januar anfangen, und die Menschen in der

Umgebung meines Sohnes betiteln mich ja immer noch mit ‚sie‘ und ‚Frau‘ und so weiter und ich denke, dass das auch damit zusammen hängt, dass er das noch nicht umsetzt, aber das wird sich dann vermutlich ändern wenn es/ wenn sich das Umfeld dann auch umstellt“ (Kristian: 77-85).

Kristian ließ die Widersprüche, die das Buch über Körper aufmachte, gegenüber seinem Kind stehen. Er war sich sicher, dass sein Sohn ihn mit fortschreitender körperlicher Transition auch geschlechtlich richtig einordnen werde. An dieser Stelle wurde auch deutlich, dass Kristian das Misgenderen von anderen Leuten erträgt, so lange er noch kein männliches Passing hat.

Auch Nuka macht die Erfahrung, dass nins Kind, trotz dass es eigentlich weiß, dass Nuka weder Mann noch Frau ist, durch den Einfluss in der Kita doch wieder verunsichert wurde:

„Und ich merke auch, dass diese Zweigeschlechtlichkeit total krass auch im Kita Alltag und im Kindergartenalltag und so weiter manifestiert ist. Über all diese Pärchen. Man redet überall von Männern und Frauen. Und so weiter. Also mein Kind tut sich teilweise ganz schwer damit irgendwie mich/ also ich glaube, dass es mich als das liest, was ich bin. Und das auch ganz toll akzeptieren kann. Gleichzeitig liest es mich glaube ich mehr als genderfluid, als tatsächlich genderqueer. Weil das ein bisschen/ sich gerade schwer tut mit diesem dazwischen Konzept“ (Nuka: 118-123).

Sowohl die fehlende Präsenz von trans* Personen in Kinder- und Schulbüchern (von nicht-binären trans* Personen ganz zu schweigen) als auch die strikt zweigeschlechtlich eingeteilte Welt bieten den Kindern meiner Befragten kein Spiegelbild ihrer gelebten Realität, repräsentieren ihre Familien nicht.

Freddie musste, zusätzlich zu den normativen Anrufungen in der Kita, auch die Erziehungsmethoden des Kindsvaters 'aushalten', welcher sich, im Gegensatz zu Freddie, gut mit der Zweigeschlechtlichkeit arrangieren könne:

„Das Kind sagt von sich selber, dass es ein Mädchen ist, genau. Und ja, hat auch so eine ganz ausgeprägte Pink-Phase. Und ich hab oft das Gefühl, dass der Vater des Kindes da das schon am allerbesten supporten kann, wenns wirklich sehr ausgetretene Wege von, ja 'wie ist ein Mädchen'/ also er, er animiert sie schon manchmal so zu Sachen, die jetzt vielleicht nicht Mädchen so per se zugeschrieben werden, aber größtenteils ist er schon sehr konservativ, habe ich oft den Eindruck“ (Freddie: 489-494).

Freddie war bezüglich der konservativen Erziehung des Kindsvaters etwas hin- und hergerissen. In diesem Zitat wird auf jeden Fall auch sichtbar, dass die konservativen Ansichten insofern etwas Gutes haben können, als dass der Vater besser auf geschlechtsstereotype Wünsche eingehen kann. Später macht Freddie aber auch noch einmal deutlich, dass eff eigentlich eine andere Vorstellung einer Utopie mit Kindern hat; nämlich

eine in der verschiedene Geschlechter gleichwertig nebeneinander stehen und repräsentiert werden, und dass das Kind frei daraus wählen kann (vgl. Freddie: 975-978).

4.2.2.3 *Assimilation*

Für Nicole ist die oberste Priorität, dass es den Kindern gut geht, wie sie mehrfach im Interview betonte (vgl. dazu auch Nicole: 1487-1491). Sie ist der Auffassung, dass es leichter wäre andere, außenstehende Menschen davon zu überzeugen, dass das trans* sein kein Problem für die Kinder darstelle, wenn die Kinder gut versorgt seien und Eltern auch deutlich machten, dass die Kinder Priorität haben im Leben:

„Elternschaft ist ja nicht nur das, was in den eigenen vier Wänden passiert, sondern auch das, was man nach außen trägt. Trans* Eltern in der Öffentlichkeit zu sein heißt auch Werbung für uns zu machen, wie normal trans* sein ist. [...] Aber ich muss am Spielplatz nicht darüber nachdenken, wenn ich meinem Kind helfe, und auch wenn ein anderes Kind sich verletzt und alle rennen hin, erste Hilfe ist für mich das, etwas das da ist, da denk ich nicht über meine gesellschaftliche Rolle nach. Dadurch, dass ich das nicht tue, vermittele ich auch den anderen, dass sie da nicht drüber nachdenken müssen, dass mein trans* sein gar kein Problem darstellt. Ich färb nicht ab, ich steck nicht an“ (Nicole: 595-606).

Hier bestätigt Nicole noch einmal, wie bereits weiter oben gezeigt, dass ihr Geschlecht für sie keine Relevanz hat, sobald sie sich um die Kinder kümmert. Für sie ist damit auch eng die Außenwahrnehmung durch Andere verknüpft. Für Nicole ist es wichtig zu betonen, trotz Abweichung von der Cis-Hetero-Kleinfamilie eben doch auch 'normal' zu sein. Dieses 'normal' bezieht sich bei Nicole auf die Art mit den Kindern umzugehen, ihnen ein liebevolles und geborgenes Zuhause anbieten zu können, wobei das Geschlecht und die Sexualität der Eltern einfach keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen (sollten). Nicole nutzt hier eine Strategie, wie viele andere queere Eltern sie auch anwenden: Durch Assimilation an die bestehenden Normen von Familie versucht sie, die geforderte Beweisspflicht zu erfüllen, mit dem Ziel ihre Familie zu schützen. Nicole erklärte auch mehrfach, wie wichtig es für sie und ihre Frau war, sich mit allem Zeit zu lassen, um den Kindern eine Chance zu geben sich langsam an die Veränderungen zu gewöhnen, was ich ebenfalls als eine Strategie zum Schutz der Kinder werte. Dabei steht für sie außer Frage, dass ihre Identität keinen negativen Einfluss auf ihre Kinder hat. Und wie sie selbst mit einem Augenzwinkern sagte, färbt trans* sein nicht ab, auch wenn das gerne, beispielsweise von den „besorgten Eltern“ (vgl. Kapitel 2.4), propagiert wird.

Zudem fiel auf, dass es Nicole besonders wichtig war, immer wieder zu betonen, dass sie ein gutes Elternteil sei (vgl. dazu Nicole: 361-396; 769-788; 974-979; 994-997; 1026-1066; 1291-

1295). Sie lieferte mir stetig 'Beweise' dafür, ein gutes Elternteil zu sein, in dem sie mir wiederholt davon erzählte, sich sehr viel Zeit für alles genommen zu haben, und dass dies die beste Lösung für Kinder sei, um einen guten Umgang mit der Transition zu finden. Auch grenzte sie sich im Interview diesbezüglich von anderen trans* Eltern deutlich ab:

„Und wenn man weiß, das ist ein lebensveränderndes, einschneidendes Erlebnis, wie eine Transition, dann nimmt man hoffentlich auch die Kinder mit in die Betrachtung. Ich weiß, dass das viele nicht schaffen, weil sie auch einfach mit sich selbst überfordert sind, mit dem gesamten Umfeld überfordert sind. Ich seh das immer wieder, dass manche in Sackgassen reinrennen. Das ist so schade, weil mit ein bisschen mehr Geduld kann man es schaffen [...]“ (Nicole: 96-101).

Auf welche Person Nicole hier referiert, die es nicht „schaffen“, ist mir unbekannt. Dennoch wird deutlich, dass Nicole sehr genaue Vorstellungen davon hat, wie 'gute' trans* Elternschaft aussieht (nämlich die, die sie praktiziert) und wie nicht. Dabei ist das Wohlbefinden der Eltern eher nachrangig, und die Herstellung einer 'Normalität' für die Kinder steht an erster Stelle.⁷⁵

4.2.2.4 Subversion

Im Interview von Nuka wurde angesprochen, dass nin sich retrospektiv als Kind eine andere Erziehung von den eigenen Eltern gewünscht hätte. Mit „anders“ ist hier die strikt binärgeschlechtliche Erziehung gemeint, welche Nuka vermutlich als Kind erfuhr. Nin sagte dazu gleich am Anfang des Interviews:

„[W]as mir damals dann schon wichtig war, war das mein Kind damals nicht nur einen geschlechtseindeutigen Namen hat. Zum Beispiel. Also ich habe zu dem damaligen Zeitpunkt noch nicht wirklich gewusst, dass ich selber trans* bin. Ich hatte nur das klassische Narrativ/ immer irgendwie das Gefühl nicht so ganz rein zu passen (lacht). Und hätte mir als Kind selber immer gewünscht einen uneindeutigen Namen zu haben“ (Nuka: 12-16).

Nuka hat sich bewusst dafür entschieden, das eigene Kind geschlechtsuneindeutig zu erziehen. Und zwar in klarer Abgrenzung zur selbst erlebten Erziehung. Auch wenn Nuka das nicht explizit benennt, ist davon auszugehen, dass nin binärgeschlechtlich und möglicherweise auch geschlechterstereotyp erzogen wurde. Und neben dem uneindeutigen

⁷⁵ Dass ich mich in diesem Abschnitt hauptsächlich auf Nicole beziehe, liegt daran, dass in ihrem Interview die Umgangsstrategie der Assimilation am deutlichsten auffiel, und auch besonders bewusst und geplant erschien.

Namen, welcher für Nuka aktuelle Erleichterungen im Alltag bringen würde⁷⁶, ist die uneindeutige Erziehung von mindestens gleicher, wenn nicht gar höherer Relevanz für Nuka. Nuka erzählte im Verlauf des Interviews immer wieder Anekdoten, in denen nin das geschlechts(un-)spezifische Verhalten des Kindes bzw. die eigenen Versuche der geschlechtsneutralen Erziehung analysiert (vgl. dazu z.B. Nuka 250-255). Gleichzeitig hat Nuka aber auch Angst, selbst beeinflusst zu sein (Nuka: 57-60). Dieses Ausmaß an Reflexion bezüglich geschlechts(un-)spezifischer Erziehung stellen sich vermutlich die wenigsten cis-hetero Eltern. Was als normal gilt, wird selten hinterfragt, von denen, die Privilegien genießen. Die Gesellschaft ist durch und durch cis-hetero-normativ und zweigeschlechtlich strukturiert und kann nicht einfach ausgeblendet werden (wie bereits weiter oben dargelegt). Auch darüber macht sich Nuka Gedanken:

„Manchmal denke ich mir/ so ein kleiner Teil von mir, dass ich mir fast wünsche, dass mein Kind nicht-binär wäre. Oder anderweitig irgendwie transgeschlechtlich. Was eine total/ kein ernsthafter Wunsch ist. Also kein 'ich wünsche mir das jetzt für dich'. Auch kein, 'wenn ich einen Dschini hätte, dann würde ich das jetzt als Wunsch formulieren' (lacht). Sondern mehr so ein/ einen Wunsch, eine gemeinsame Basis zu haben, sich darüber unterhalten zu können, Verständnis zu haben für einander und auch ein bisschen weit/ dieses klein bisschen bittere von/ ich habe da eine andere Awareness für. Ich hätte die Möglichkeit irgendwie ein trans Kind vielleicht großzuziehen. Und gut zu unterstützen“ (Nuka: 229-235).

Nuka wünscht sich, wie viele andere Eltern sicher auch, für das eigene Kind eine gute Unterstützungs- und Ansprechperson zu sein. Nuka machte in dem Zitat auch deutlich, dass nin sich nicht ernsthaft wünscht, dass das Kind trans* sei⁷⁷.

Nicole macht sich ebenfalls Gedanken darüber, dass es durchaus sein könnte, dass das eigene Kind nicht cis und hetero⁷⁸ sein könnte:

„Also ich mach mir überhaupt keine Gedanken über die sexuelle Orientierung von meinen Kindern. Was kommt, kommt. Ich mache mir jetzt auch keine Gedanken, ob die jetzt irgendwann mal mit der eigenen Identität irgendwo im Regenbogen landen. Das ist okay. Das [unverständlich] machen, weil manche Leute sagen ‚ja stell dir vor, deinem Kind passiert das‘. Ja, die Schwierigkeit wird sein, dass ich die Gewohnheit breche, dass ich das Kind 20 Jahre lang mit einem Namen angesprochen habe und

⁷⁶ Das ist eine Annahme von mir. So hat Nuka einen selbstgewählten uneindeutigen Namen, welcher aber eben nicht der Passname ist und somit ist nin ständig mit dem Deadname konfrontiert. Eine Namensänderung ist zwar theoretisch möglich, aber im aktuellen System nur für binäre trans* Personen vorgesehen.

⁷⁷ In Kristians Interview ließ sich eine ähnliche Aussage finden (Kristian: 235-238), allerdings will er sein Kind nicht geschlechtsneutral erziehen. Aber ebenso wie Nuka hatte er das Gefühl, dem Kind eine bessere Unterstützung bieten zu können, wenn das Geschlecht von Elter und Kind übereinstimme. Fraglich an dieser Stelle ist, inwiefern es hier die Vorstellung gibt, dass bestimmte Geschlechter bestimmte Eigenschaften mitbringen, die als vorteilhaft in der Kindererziehung betrachtet werden. In beiden Fällen wird davon ausgegangen, dass das Geschlecht der Eltern *irgendeinen* Einfluss auf die Kinder haben wird.

⁷⁸ Es gibt durchaus Ansätze, die bezweifeln, dass Kinder überhaupt hetero oder cis sind. Vgl. dazu Nooborn (2017).

dass ich dann nicht den alten Name verwende, das ist Gewohnheit/ wird das größere Problem sein, aber nicht die Identität von irgendeinem Menschen“ (Nicole: 420-426).

Nicole ist sich sicher, dass sie kein Problem haben wird mit einer eventuellen normabweichenden Identität der eigenen Kinder. Wie weiter oben bereits erwähnt, wehrt sich Nicole vehement gegen die vermutete 'Ansteckungsgefahr' durch trans* Personen. Hier wird an sie, mit der Aussage „stell dir vor, deinem Kind passiert das“, herangetragen, dass es womöglich okay sei, dass Nicole trans* ist, aber dass es doch schon schlimm sei, wenn es den Kinder 'passiert' (vgl. dazu meine Ausführungen weiter oben in Abschnitt 4.2.1).

Nuka kann letztlich aber auch schon von ersten 'Erfolgen' des Versuchs der geschlechtsneutralen Erziehung berichten:

„Aber die Leute kommen nicht damit klar, wenn du das Geschlecht nicht verrätst. [...] Und tatsächlich hatte ich aber ein, zwei Kolleginnen die dann wirklich gesagt haben 'Hey finde ich total cool, dass ihr das macht. Finde ich richtig. Ich habe mir da nie Gedanken drüber gemacht. Aber jetzt wo du mir das gesagt hast, finde ich das eigentlich viel besser.' Und dann habe ich mir gedacht, alleine für diese zwei Menschen lohnt sich dieser ganze Scheiß doch schon (lacht)“ (Nuka: 296-306).

Für Nuka ist klar am wichtigsten, dem eigenen Kind möglichst viel Wahlfreiheit zu lassen. Aber Nuka freut sich auch, wenn eben mal keine oder nicht nur ausschließlich Widerstände kommen, sondern sogar Anerkennung, wie in diesem Fall durch nins Kolleginnen.

4.2.3 Zwischenfazit

In diesem Kapitel hat sich gezeigt, dass sich alle Befragten damit auseinandersetzen mussten, dass das Wohlergehen ihrer Kinder aufgrund ihrer trans* Identität permanent in Frage gestellt wurde. Die hetero- und repronormativen Vorstellungen von Familie und Elternschaft sind so wirkmächtig, dass ein grenzüberschreitendes Verhalten gegenüber der trans* Eltern für viele außenstehende bzw. unbeteiligte Menschen gerechtfertigt schien. Neben der Annahme, für ein Kind sei eine (leibliche) Mutter unablässig, war vor allem eine generelle Besorgnis um das Kindeswohl omnipräsent. Dies hatte konkrete Auswirkungen auf meine Interview-Partner_innen. Denn sie machten sich in der Folge tatsächlich Sorgen um das Wohlergehen ihrer Kinder. Insbesondere die Angst davor, dass die Kinder aufgrund der normabweichenden Familienkonstellationen zur Zielscheibe von Mobbing werden könnten, bereitete Unbehagen. Die (zwangsläufige) Auseinandersetzung mit Fragen rund um Geschlechtsidentitäten hatte zudem das Ergebnis, dass einige der Befragten sich ebenfalls Gedanken um die geschlechtliche Erziehung ihrer Kinder machten. Hierbei traten Widersprüche zwischen

trans* Realitäten und zweigeschlechtlich genormter Strukturen hervor. Denn während den Kindern 'zu Hause' geschlechtliche Vielfalt vorgelebt wird, erfahren sie durch Kita, Schule, Kinderbücher und vielem mehr eine heteronormative Wirklichkeit. Dieser angemessen zu begegnen, stellt die trans* Eltern vor schwierige Herausforderungen. Die Umgangsstrategien mit diesen Herausforderungen teilte ich in assimilative und subversive Strategien ein. Während Nicole und Kristian versuchten, ihre Kinder durch den Versuch der Anpassung an bestehende Normen zu schützen, hatten Nuka und Freddie den deutlichen Anspruch, die bestehenden Verhältnisse zu verändern. Beide Strategien haben ihre Berechtigung und können gleichwertig nebeneinander stehen. Zudem ließ sich in den einzelnen Interviews, trotz der hier aufgemachten analytischen Trennung, nicht immer trennscharf zwischen Assimilation und Subversion unterscheiden. Die Auseinandersetzung mit dem zweigeschlechtlichen System bedeutete für die Befragten eine immense emotionale Arbeit, befand sich in einer ständigen Abwägung zwischen dem, was gut für die Kinder gedacht und was sich subjektiv 'richtig' anfühlte. Letztlich kann jede Abwägung, jede Entscheidung als Versuch gewertet werden, den Kindern ein bestmögliches Elternteil zu sein. In diesem Kontext sind auch die Ergebnisse des nächsten Kapitels einzuordnen, wie sich gleich zeigen wird.

4.3 „Das Kind hat eine Mama, aber keine Mutter.“ – Identitäten, Selbstbezeichnungen und vergeschlechtliche Rollenbilder

Die Frage nach Selbstbezeichnungen spielte für meine Interview-Partner_innen eine große Rolle. Hier zeigten sich konkrete Auswirkungen hetero- und repronormativer Strukturen, die sich in vergeschlechtlichen Rollenbildern von Mutter- und Vaterschaft widerspiegeln, welchen die Befragten in kontinuierlicher Auseinandersetzung mit der eigenen Identität begegnen mussten. Im folgenden Kapitel werde ich zuerst auf jene 'Widersprüche und Ambivalenzen bezüglich vergeschlechtlicher Rollenbilder und trans* Identität' eingehen (4.3.1) um anschließend genauer zu betrachten, mit welchen Auseinandersetzungsprozessen und Umgangsstrategien sich meine Interview-Partner_innen befassen (4.3.2).

4.3.1 Widersprüche und Ambivalenzen bezüglich vergeschlechtlicher Rollenbilder und trans* Identität

Da das „Coming Out“ der Befragten erst nach der Geburt ihrer Kinder kam, hatten alle bereits eine von zwei binären Zuschreibungen – eben Mama oder Papa – erhalten. Und sie müssen nun damit umgehen, dass diese Bezeichnung erst einmal widersprüchlich zur eigenen Identität erscheint. Nuka fasst die Problematik gut zusammen:

„Ja, 'Mama' deswegen auch als Selbstbezeichnung, weil ich gerade in der Anfangsphase überhaupt das für mich noch nicht hatte, hatten wir natürlich schon 'Mama' etabliert in der ersten Zeit. Und da wurde gegenüber dem Kind von 'Mama' geredet. Alle anderen haben mich als 'Mama' bezeichnet, wenn sie über mich gesprochen haben“ (Nuka: 1426-1429).

Deutlich wird hier vor allem, dass der Begriff 'Mama' oder eben auch 'Papa' nicht nur ein exklusiver Begriff für das entsprechende Kind ist. Im Gegenteil wird dieser Begriff überwiegend von anderen Leuten gezielt verwendet, um die Person 'Mama' oder 'Papa' in ihrer Funktion als solche zu adressieren. Gerade aber bei Müttern ist es häufig der Fall, dass dadurch die Person hinter dem Begriff verschwindet und sie ausschließlich nur noch in der Funktion 'Mama' wahrgenommen wird. Die Folge ist, dass die Personen fast ausschließlich nur noch so adressiert werden, und eine Veränderung der Begriffe damit deutlich erschwert ist. Während trans* Menschen, die sich schon vor der Geburt ihrer Kinder über ihre trans* Identität bewusst waren, (zumindest theoretisch) die Möglichkeit haben, sich vorab Lösungen zu überlegen, mussten sich meine Interview-Partner_innen mit etablierten Begriffen und Zuschreibungen auseinandersetzen.

„[D]as schwierigste Begriff war wirklich das zu finden, dass ich sage, ich bin Papa. Ich wollte das Papa sein nicht ablehnen, das/ dieses Wort ist für mich/ ist mir mit so viel Liebe entgegen gebracht worden. Also ich wollte den Kindern dieses Wort nicht nehmen, diesen Wert nicht nehmen. Und das war glaub ich dieser Reifeprozess, den ich gebraucht hab, dass ich eben diese maskuline Nuance auch einfach akzeptieren kann. Weil in meiner eigenen Wahrnehmung bin ich einfach eine Frau“ (Nicole: 153-157).

Nicole beschreibt hier eine Auseinandersetzung, mit der alle meine Interview-Partner_innen zu tun hatten. Die Frage danach, ob es möglich ist, Begriffe, die gesellschaftlich höchst normiert und emotional aufgeladen sind, beizubehalten bzw. abzulegen (beides erschien in etwa gleich schwierig), wenn diese Normen einen zumindest auf den ersten Blick klaren Widerspruch zu der eigenen Identität bedeuten würden. Aus dieser Auseinandersetzung entstanden verschiedene Strategien, um eine Lösung (oder zumindest eine vorübergehende Lösung/ einen Umgang) für den vermeintlichen Widerspruch zu finden.

Bevor ich mich jenen Strategien zuwende, soll es an dieser Stelle erst einmal darum gehen, welche Widersprüche oder auch Widerstände die Befragten spüren bzw. welche Ängste sie haben.

Für Freddie beispielsweise stellt sich ganz essentiell die Frage nach der eigenen Identität:

„Die ganzen Fragen, die alle Eltern so haben, hatte ich natürlich auch. Plus aber einfach auch die Geschichten, ich bin aber auch keine Mutter, was bin ich denn eigentlich, und dass es einfach keine Schablone gibt für mich. Und ich mein klar,

dieses Stereotypen sind total scheiße, aber ich hab schon auch das Gefühl gehabt, dass das für manche eben erstmal wie so ne Art Gerüst ist, von dem man einfach auch wieder losgehen kann, und wenn es nur sei durch Abgrenzung, oder zu sagen: 'So bin ich eben nicht - oder das hat eben nichts mit mir zu tun'“ (Freddie: 125-130).

Freddie benannte hier explizit, keine Mutter zu sein. Aber dass eben auch keine passenden Alternativen vorhanden seien. Gleichzeitig stellte eff aber auch fest, dass das Konstrukt Mutter für eff wie eine Art Negativ-Folie funktionierte. Damit ist zwar noch keine neue Identität automatisch geschaffen, aber zumindest ist klar, welche Identität nicht passt.

Nicole wiederum hatte die Befürchtung, dass die Entscheidung gegen 'Papa' dem Wohlergehen der Kinder und der Familie entgegenstehen könnte:

„Wenn ich sage 'Okay, ihr dürft nicht mehr 'Papa' sagen!' nehme ich ja etwas weg. Und dadurch, dass ich das Wort 'Papa' beibehalten habe und auch sage, glaube ich, dass die Leute auch sehen, dass die Struktur der Familie nicht komplett umgeworfen wurde“ (Nicole: 1309-1312).

Für Nicole ist, wie bereits zuvor beschrieben, die Aufrechterhaltung einer gewissen 'Normalität' für ihre Kinder besonders wichtig (vgl. dazu Kapitel 4.2.2.3). Nicole hat einen Weg für sich gefunden, Papa sein und Frau sein miteinander zu vereinbaren. Diese Position weiß sie zu verteidigen:

„[I]ch hab neulich mal gestritten mit jemanden. Weil es eben darum ging, wie ich mich jetzt Papa nennen kann. Weil das anscheinend das Bild von Frau beschädigt. Wenn ich mich Papa nenne, beschädige ich damit das Bild von Frau, weil das ja ein männlicher Begriff ist. Ich hab gesagt ‚erst einmal bin ich *die* Papa‘ wenn ich gefragt werde und ich seh mich nicht beschädigt. Also ich seh keine Frau, die irgendwie unter dem Begriff Papa leidet“ (Nicole: 440-444).

Nicole kann für sich selbst vereinbaren, sowohl Papa als auch Frau zu sein, und musste dies nun aber auch nach außen rechtfertigen. Sie bleibt bei dem Begriff Papa, aber verwendet den weiblichen Artikel 'die' zur Anzeige ihrer Geschlechtsidentität (mehr dazu in Kapitel 4.3.3.2). Bei diesem Zitat war auch zu beobachten, dass hier nicht nur die Identität der Befragten in Frage gestellt wurde (da es vermeintlich nicht ginge, dass eine Frau Papa sein kann), sondern dass Nicole sogar die Identität anderer Frauen damit beschädigen würde. Nicole wusste beides abzuwehren. Dahinter steht die gesellschaftliche Annahme, dass eben nur eine Frau eine Mutter sein kann und äquivalent dazu nur ein Mann ein Vater sein kann. Während das für viele Erwachsene ein Problem darstellt, ist es für die Kinder meiner Interview-Partner_innen gelebte Realität und sie sind dementsprechend durchaus in der Lage, auch andere Verknüpfungen herzustellen. Wie zum Beispiel Nukas Kind:

„[D]as Kind gendert manchmal sehr krass nach Farben. Und irgendwann hat sie/ 'Mama' - legt was Rosanes hin (macht eine Bewegung, als ob eine imaginäre Spielkarte hingeschoben wird). Und 'Papa' - legt was Blaues hin (wieder die Bewegung). Und dann guckt sie mich an und sagt "Mama" – und gibt mir was Grünes. Und da habe ich mich gefreut. Grün ist meine Farbe und das finde ich total schön und weil sie mich hier auch anders gendert. Sie tut mich definitiv nicht in diese Frauen-Kategorie einsortieren.[...] Sondern ich darf Mama sein und trotzdem nicht Frau sein“ (Nuka: 1452-1461).

Sowohl Nicole als auch Nuka sprachen in diesen Zitaten an, dass es sehr wohl möglich sei, ein erstmal vermeintlich eindeutig geschlechtlichen Begriff eben auch uneindeutig zu verwenden. Sie sahen einerseits die gesellschaftliche Vorgabe, nämlich dass 'Papa' männlich bzw. 'Mama' weiblich interpretiert wird, aber fanden andererseits für sich die Möglichkeit, die Begriffe aus ihrer engen Definition zu lösen. Nicole machte auch nochmal deutlich, dass ihre Weiblichkeit unter dem Begriff 'Papa' keinen Schaden nehme und auch, besonders wichtig, keiner anderen Person etwas wegnehme. In Nukas Zitat wird zudem ersichtlich, dass es auch für Außenstehende möglich ist, diese Differenzierung wahrzunehmen. Nukas Kind bestätigte nun darin, dass sich Mama-Sein und eine nicht-binäre Identität nicht ausschließen müssen. Und auch Nicles Kinder können sie ebenfalls sowohl als Frau als auch als Papa wahrnehmen, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Das war vor dreieinhalb Jahren ungefähr, Muttertag. Und es stand mein Mittlerer da, um die vier Jahre so ungefähr, Kindergartenkind, und stellt komplett unvermittelt die Frage 'Papa bist du ein Mann oder eine Frau?' Ich hab dann gesagt 'Okay, mein Körper ist ein Mann, und mein Kopf und mein Herz ist eine Frau, du kannst jetzt aussuchen, wie du das betrachtest'. Da hat er kurz nachgedacht und hat mir zum Muttertag gratuliert und zwei Wochen später zum Vatertag. Und das ist diese Wahrnehmung, die sehr sehr schön in diesem Beispiel rüberkommt, weil das ist diese Möglichkeit, die er hatte, dass er das eben einfach als Vater und als Frau wahrnehmen kann“ (Nicole: 101-108).

4.3.2 Auswirkungen und Umgangsstrategien

Die Befragten haben unterschiedliche Strategien, wie sie sowohl mit den gesellschaftlichen Erwartungen als auch den inneren Widersprüchen umgehen. Hierbei konnte ich vier verschiedene Strategien kategorisieren: 1. Das Beibehalten und Reclaimen der Begriffe 'Mama' bzw. 'Papa', 2. das Beibehalten der Begriffe aber mit anders genderten Pronomen und Artikeln, 3. die Verwendung des eigenen Vornamens anstelle eines der Begriffe sowie 4. der Versuch, gänzlich neue Begriffe zu etablieren. Dabei ist wichtig zu erwähnen, dass keine der befragten Personen ausschließlich eine Strategie anwendet. Vielmehr ist es so, dass unterschiedliche Strategien ausprobiert wurden und auch noch werden, und das Ganze auch als Prozess verstanden werden kann. Ein relevanter Faktor hierfür ist beispielsweise das Alter

der Kinder, bzw. die Bereitschaft der Eltern abzuwarten und herauszufinden, wie die Kinder neue Begriffe oder Veränderungen annehmen können, sowie die Ressourcen der einzelnen Personen, sich den alltäglichen Widerständen zu stellen.

Als nächstes werde ich näher auf die eben genannten Strategien eingehen. Wie bereits erwähnt gab es für keine_n der Befragte_n *die* eine Strategie, sondern jede Person hat verschiedene Umgangsweisen. Das ist auch in den kommenden Zitaten sichtbar. Dennoch werde ich die Strategien einzeln beleuchten, um sie besser verständlich zu machen.

4.3.2.1 Reclaimen

Die erste Strategie, ist die des Beibehaltens der Bezeichnung 'Mama' bzw. 'Papa', oder auch die Strategie des 'Reclaimen'. Diese Strategie wurde von allen Befragten ausgeübt. Im Folgenden berichtet Freddie darüber, warum es für eff okay ist, vom Kind als 'Mama' adressiert zu werden:

„Weil es gibt ja tatsächlich, wie das Kind richtig festgestellt hat, auch niemanden sonst, der mich Mama nennt. Naja, vielleicht gibts noch andere Situationen, in denen das okay sein könnte, aber nein, I don't think so, dann eher Daddy⁷⁹ oder so (beide lachen). Es ist einfach insofern okay, weil das Kind es auf ganz eigene Art mit so einer völlig persönlich-gefärbten Lesart füllt und ich mich da trotzdem gesehen fühle. Ansonsten an sich, bei allen anderen, abgesehen davon, dass sie mich nicht 'Mama' nennen dürften, weil sie nicht meine Kinder sind. Aber es gibt ja auch manchmal Erwachsene, die zu Eltern ne 'Der Papa', 'Die Mama' sagen. Als würde der Vorname plötzlich nicht mehr existieren, what the fuck! Bei allen anderen würde es mir ziemlich krass gegen den Strich gehen und verletzen“ (Freddie: 833-840).

Freddie war es sehr wichtig anzumerken, dass der Begriff 'Mama' ausschließlich für das Kind reserviert sei. Das bedeutet, dass es nicht erwünscht ist, dass andere Personen, außer eben den Kindern, diesen Begriff verwenden. Aber leider ist es in der Realität oft so, dass sogar im Beisein der Eltern über sie in der dritten Person gesprochen wird. Nuka macht diesbezüglich sehr ähnliche Erfahrungen:

„Ich sehe 'Mama' nicht als Frau für mich, sondern als die Bezeichnung, was dieses Kind gegenüber mir verwendet. Und ich finde es eigentlich voll okay, dass es das tut. Und ein Stück weit war es natürlich auch, weil andere von Außen mich als 'Mama' bezeichneten, und das hat in der Anfangszeit sehr wehgetan. Und in dem Moment, in dem ich gesagt habe: Nein, ich darf 'Mama' auch so als Begriff nehmen, einfach so für mich, weil! Ohne weitere Begründung dafür, hat sich das auf einmal nicht mehr so schlecht angefühlt“ (Nuka: 1433-1438).

⁷⁹ Freddie machte hier eine Referenz auf Rollenspiele im BDSM Kontext. Vgl. dazu auch Bauer (2014) und Hale (2005).

Sowohl Nuka als auch Freddie kommen zu dem Ergebnis, dass es für sie in Ordnung ist, vom eigenen Kind als 'Mama' bezeichnet zu werden. Während Freddie dies allerdings wirklich als exklusives Recht des Kindes sieht, wählt Nuka eine andere Umgangsform:

„Ich benutze zwar Mama, weil ich das Wort mag und für mich auch ein bisschen reclaimed habe, weil es mir dann auch als Fremdzueweisung nicht so weh tut. Und eigentlich sehr gerne mag, wenn mein Kind mich Mama nennt“ (Nuka: 45-47).

„Das Kind hat eine Mama, aber keine Mutter“ (Nuka: 392-393).

Nuka kann sich selbst als 'Mama' sehen und es ist für nin nicht gleichbedeutend mit 'Frau'. Für nin ist das ein Akt des Reclaimens, des Wiederaneignens eines Begriffes, welcher vermeintlich exklusiv für Frauen reserviert ist. Diese Strategie wählte auch Nicole, auch wenn sie das nicht so explizit benennt wie Nuka. Denn auch Nicole kämpft dafür, dass sie 'Papa' und gleichzeitig Frau sein darf, was bereits weiter oben ausgeführt wurde.

Durch die Fremdzuschreibung und -benennung von Außen als *die* Mama oder *der* Papa (statt beispielsweise der Verwendung des Vornamens), wird es schwierig für die Befragten, als das Geschlecht gelesen zu werden, welches sie sind, ohne sich lange erklären zu müssen. Und gerade in so beiläufigen Situationen, zum Beispiel beim Abholen der Kinder aus der Kita, fehlt oft die Kraft, sich jedes Mal gegen ein Missgndern oder eine Falschzuschreibung zu wehren, wie aus obigen Zitaten von Nuka und Freddie hervorgeht. Und für die nicht-binären Eltern (was sowohl auf Freddie als auch auf Nuka zutrifft), ist es sowieso fast unmöglich im Alltag richtig gelesen zu werden, da die Norm der Zweigeschlechtlichkeit nach wie vor sehr dominant ist. In deren Fällen ließe sich zum Beispiel auch nicht 'mal eben' das Pronomen korrigieren, denn dann müsste wahrscheinlich in aller Regel noch eine lange Erklärung folgen, was denn nicht-binäre Pronomen sind, bzw. überhaupt erklärt werden, was nicht-binär bedeutet.

4.3.2.2 Begriffe beibehalten, aber anders gendern

Die zweite Strategie ist das Beibehalten der Begriffe, aber mit anders genderten Pronomen und Artikeln. Diese Strategie wählt zumindest absichtlich nur Nicole. Sie ist die einzige, die sich explizit als „die Papa“ bezeichnet und auch bezeichnen lässt:

„Es ist auch so, in der Schule zum Beispiel, ich bin Elternvertretung in der Schule, und da haben wirklich einige Leute sehr schöne Kunstbegriffe gesucht um mich anzusprechen. Also so (verstellt die Stimme: zögerlich, stotternd) 'die, die Ma-a-m, ja Mama von Frederik?' und da wurde sehr gesucht, die waren wirklich auf der Suche nach irgendwas. Und ich hab gesagt, okay ich bin einfach *die* Papa“ (Nicole: 41-45).

„Und dadurch, dass ich das Wort 'Papa' beibehalten habe und auch sage, glaube ich, dass die Leute auch sehen, dass die Struktur der Familie nicht komplett umgeworfen wurde. Also ich kann so strukturelle Situationen mit einem Wort darlegen. Ich muss jetzt nicht etwas Neues erfinden. Es fällt den Leuten einfach leichter damit umzugehen. Und die Fragen, die mir eben gestellt werden, gehen eigentlich immer um Familienstruktur“ (Nicole: 1310-1314).

Nicole machte deutlich, dass sie überhaupt kein Interesse daran hat, als 'Mama' bezeichnet zu werden⁸⁰. Für Nicole ist die Kombination des Artikels 'die' mit dem Begriff 'Papa' eine gute Möglichkeit auszudrücken, dass sie beides sein kann und dass sich die beiden Wörter nicht ausschließen. An späterer Stelle sagt sie zudem, dass es für sie auch okay sei, wenn Leute sie 'der Papa' nennen (Nicole: 46-49). Wie bereits weiter oben ausgeführt, ist es Nicole besonders wichtig, dass möglichst viel 'Normalität' nach außen transportiert wird.

Ein wenig anders ist es im Falle von Kristian:

„[M]ein Sohn hat eine Weile immer DER Mama gesagt, und der beste Freund von ihm, das ist der Nachbarsjunge, der ist fünf, der ist ein Jahr älter, und mein Sohn hat ihm dann erzählt, ‚Meine Mama ist ein Mann‘ und der Nachbarsjunge war so (mit verstellter kindlicher stimme) ‚Nee‘ - ‚Doch‘ und er so ‚Nee, wirklich?‘ - ‚Doch‘ - ‚Okay‘ und dann haben die sich überlegt ‚Und was werden wir dann, wenn wir groß sind?‘ 'Zombies' (beide lachen), da waren die sich einig, die beiden Zombies. Und der Nachbarsjunge hat dann noch gefragt ‚und dein Papa, ist der dann eine Frau?‘ - ‚Nee nee, der ist auch ein Mann‘“ (Kristian: 71-77).

Kristian hatte sich nicht explizit gewünscht 'der Mama' genannt zu werden, aber diese Erzählung legt nahe, dass es ihm durchaus gefallen hat. Kristian sprach etwas später davon, dass er es momentan okay findet, dass das Kind ihn Mama nennt. Er hoffe aber ein bisschen drauf, dass das Kind selber irgendwann merke, dass dieser Begriff nicht so richtig auf ihn zutrefte, sobald er männliches Passing habe (Kristian: 402-408). Die Geschichte mit den Zombies ist auch insofern spannend, weil hier sichtbar wird, dass die Kinder die 'männliche Mama' auf eine selbe Ebene stellen wie untote Fantasywesen. Ähnlich unvorstellbar in unserer Welt. Auch wenn sehr wahrscheinlich nicht von den Kindern beabsichtigt: Die Analogie von trans* Menschen und Monstern (oder speziell eben Zombies) ist spätestens seit Strykers „My Words to Victor Frankenstein above the Village of Chamounix: Performing Transgender Rage“ (2006) eine gängige Metapher in trans* Aktivismen⁸¹.

⁸⁰ 'Mama' und Mutterschaft ist für sie eng verknüpft mit dem Gebären von Kindern, wie bereits in Kapitel 4.1 ausführlich dargelegt.

⁸¹ Zwei weitere spannende Artikel zu diesem Thema sind auch Cady/ Oates (2016): Family Splatters. Rescuing Heteronormativity from the Zombie Apocalypse. Und Otterbein, M. (2015): Liebe vergeht? Nicht unbedingt. Technologische Utopien und Cyborg-Sex für die ewige Liebe.

4.3.2.3 Vornamen statt 'Mama' oder 'Papa'

Die dritte Strategie ist die Verwendung des eigenen Vornamens anstelle von Mama oder Papa. Auch diese Strategie wird nicht singular, sondern abwechselnd oder zusammen mit anderen Strategien verwendet:

„Meine Kinder sagen entweder Nicole oder Papa. Ich bin nicht umsonst Frau Papa (lacht). [...] Die Kinder haben das verwendet so als/ das ist, gerade mein Mittlerer, der ist damit aufgewachsen, dass er mich Papa nennt und mein Kleiner nennt mich hauptsächlich Nicole, weil der ist nach dem Coming Out eigentlich mit einer Person aufgewachsen, die nie, nie wirklich so ganz Mann war“ (Nicole: 40-49).

Bei Nicole sind es vor allem die älteren Kinder, die sie eher „Papa“ als Nicole nennen, weil sie sie noch vor dem trans* Outing als Papa kennenlernten. Für das jüngere Kind ist die Verwendung des Namens „Nicole“ Alltag, eben auch weil Nicole seit dessen Geburt offen als Frau lebt. Freddie führt im folgenden Zitat aus, wie eff gerne genannt werden möchte und wie eff das im Verhältnis zum Kind betrachtet:

„Tatsächlich war das nicht ich selber, sondern das Kind hat der Exfreundin von ihm [dem Kindsvater; R.W.] erzählt, wie das so ist. Das muss wohl auch sehr cool gewesen sein und sehr niedlich. Der lustigste Satz war: 'Und ja, wie gesagt, heißt jetzt Freddie, aber du kannst auch 'Mama Freddie' sagen. Aber das darf eigentlich nur ich. Das musst du also noch abklären, ob du das auch darfst.' Weil ich so eine Abmachung habe mit dem Kind, dass es mich Mama nennen darf, obwohl ich den Begriff 'Mama', 'Mutter', 'Mutti' für mich eigentlich nicht verwende. Ich spreche von mir selbst als Elter. So wie das Kind es sagt, fühle ich mich da auch nicht misgegendert. Ich weiß auch nicht warum. Irgendwie ist das okay. Da hat das Kind aber auch einen coolen Satz zu gesagt: 'Na klar, ich bin ja auch dein einzigstes Kind, klar bin ich die einzigste Person, die dich Mama nennen darf.' Ja, stimmt“ (Freddie: 383-391).

Das Kind hat dem Kindsvater (Freddie und der Kindsvater sind und leben getrennt) von Freddie's neuem Namen erzählt. Freddie erzählte außerdem bereits an anderer Stelle (siehe auch weiter oben; Freddie: 833-840), wie verletzend es sein kann, wenn der eigene Vorname unsichtbar gemacht wird. Für Eltern ist es eine besonders schwierige Herausforderung, nicht als Person mit eigenen Bedürfnissen und Gefühlen hinter dem Begriff und der Funktion als Mama oder Papa (oder auch Elter) zu verschwinden.

4.3.2.4 Neue Namen einführen

Wenn auch nicht gänzlich neu, so aber spricht auch Freddie in obigen Zitat schon an, was hier im Folgenden als vierte Strategie analysiert werden soll: das Etablieren neuer Begriffe bzw. Alternativen zu den Begriffen 'Mama' und 'Papa'. Freddie erwähnte oben, dass effs

Selbstbezeichnung „Elter“ sei. Also unabhängig davon, wie Freddie tatsächlich vom Kind genannt wird, ist es die Bezeichnung, von der Freddie spricht, um beispielsweise anderen Leuten zu erklären, dass eff das Elter von dem Kind ist.

Auch Kristian ist noch auf der Suche nach einem guten Begriff für sich selbst:

„Ich glaub, ich hätte mittlerweile lieber geschlechtsneutrale Begriffe für das Elternsein. Also ich würd/ ich find es nach wie vor schwierig, diese Klischees, dass eine Mutter halt mehr knuddeln muss und mehr/ oder mehr diese, ach ich weiß auch nicht. Ich glaub, ich mag den Begriff nicht (lacht)“ (Kristian: 667-670).

Und auf Nachfrage weiter dazu:

„Ich hab noch keine gute [Selbstbezeichnung; R.W.] gefunden. Ich sag trotzdem, ich bin die Mutter. Aber das ist mehr so, mehr so aus dem, ich würd sagen technischen Hintergrund (lacht), aber das ist aus dem Hintergrund, dass ich ihn geboren habe, und deswegen bin ich die Mutter. Aber das ist eigentlich/ eigentlich passt es nicht. Mir fehlen Begriffe, ich finde es alles nicht passend. Selbst Vater passt auch nicht, also ich möchte mich da ungern in eine Rolle pressen lassen“ (Kristian: 674-678).

Kristian beschreibt hier, dass er, obwohl er es okay findet, dass sein Kind ihn „Mama“ nennt, sich selbst nicht als Mutter sieht, aber eben auch nicht als Vater. Hier werden noch einmal die Ambivalenzen und Widersprüche, zwischen hetero- und repronormativen Vorstellungen einerseits und der eigenen geschlechtlichen Identität andererseits, sichtbar. Kristian verknüpft Mutterschaft mit dem Gebären seines Kindes, stellt aber gleichzeitig fest, dass dies eigentlich nicht stimmig ist für ihn. Und auch trotz dass er sich als Mann identifiziert, sieht er sich nicht als Vater. Die ambivalenten Gefühle beiden Begriffen gegenüber begründet er mit der Ablehnung stereotyper Rollenzuschreibungen. In Kristians Fall gibt es noch keinen neuen Begriff, aber der Wunsch nach einem solchen ist sehr präsent.

Nuka versucht gerade neben 'Mama' ein neues Wort einzuführen:

„Und ich tue mich schwer, Leute andere Pronomen oder meinen Namen zu kommunizieren. Ich mag nicht jedes Mal, wenn das Kind den Mund aufmacht, denen erklären/ Das ist auch eine Ressourcen-Frage. Ich mag 'Mama' trotzdem. Ich versuche gerade 'Nini' zu etablieren. Ich finde 'Nini' knuffig. Irgendwann kommen wir da auch hin. Vielleicht bin ich dann irgendwann auch 'Nini'“ (Nuka: 1445-1448).

Wichtig an dieser Stelle ist, dass Nuka auch nochmal betonte, dass nin 'Mama' trotzdem gut findet. Für Nuka stellt es also kein Ausschluss dar, sich alternative Möglichkeiten zu den etablierten Begriffen zu überlegen, und gleichzeitig eben jene Etablierten auch noch beizubehalten.

4.3.3 Zwischenfazit

Abschließend ist festzuhalten, dass es für trans* Eltern nicht die eine Lösung gibt, wenn es um Selbstbeschreibungen geht. Es sind viele Faktoren, die die Aushandlung um Begriffe beeinflussen. Das betrifft sowohl die inneren Widersprüche und Konflikte als auch die Widerstände von Außen. Für die Befragten ist eine Änderung der etablierten Begriffe aus vielerlei Gründen schwierig. Wenn sie die Bezeichnung 'Mama' bzw. 'Papa' beibehalten, dann widerspricht das möglicherweise erstmal der eigenen Identität, da diese Begriffe gesellschaftlich fest mit einem binären Geschlecht verknüpft sind und wenig Spielraum für andere Lesarten lassen. Weiterhin, wie zum Beispiel in Nicoles Fall, kann das Beibehalten dazu führen, dass die geschlechtliche Identität von Außen in Frage gestellt wird. Wenn die trans* Eltern die Begriffe ändern, oder auch nur auf ihren Vornamen bestehen, begegnen sie der Befürchtung, den Kindern etwas wegzunehmen. Meine Interview-Partner_innen wählten die Kombination aus verschiedenen Strategien, um einen Kompromiss und eine Umgangsweise mit diesen Schwierigkeiten zu finden.

5. Fazit

Wie sich gezeigt hat, stellen sich für trans* Eltern spezifische Herausforderungen im Alltag mit Kindern. Insbesondere durch das „Coming Out“ erst nach der Familiengründung müssen sie sich besonders stark mit vergeschlechtlichen Rollenbildern, sowie daraus resultierenden inneren Widersprüchen, befassen. In diesem letzten Kapitel werde ich nicht nur die Zusammenfassung meiner Ergebnisse (5.1) sowie der daraus resultierenden Schlussfolgerungen (5.2) präsentieren, sondern auch eine Empfehlung für trans* sensible Forschung über Elternschaft unterbreiten (5.3).

5.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Das Thema Schwangerschaft ist eines, womit sich alle Befragten, unabhängig ob sie selber schwanger waren oder nicht, auseinandersetzen. Hier zeigten sich besonders viele Biologismen. Die Verknüpfung von Schwangerschaft an Weiblichkeit ist so fest verankert, dass sie erhebliche Auswirkungen auf die Identitätsfindung der Befragten hatte. Während sich zwei der Befragten durch die Schwangerschaften tatsächlich mehr weiblich fühlten, führte es im Gegensatz dazu bei den beiden Anderen zu starken Abgrenzungsmechanismen (und damit letztlich zu einer Bewusstseinswerdung trans* zu sein). Stillen hingegen wurde von meinen Interview-Partner_innen als eher wenig vergeschlechtlich wahrgenommen. Die Brüste, welche vormals als einzig vergeschlechtliches Symbol wahrgenommen wurden, hatten nun eine pragmatische Funktion. Für mindestens eine Person kam zudem eine weitere Schwangerschaft nicht in Frage, da ein trans*feindliches Umfeld (in Geburtsvorbereitung, Klinken et cetera) vermutet wurde.

Die Kompetenz der Befragten bezüglich ihrer Fähigkeiten als Eltern wurde sehr oft auf Grund ihrer trans* Identität in Frage gestellt. Diejenigen, welche ihre Kinder selbst gebären, wurde eine Ablehnung des Mutter-Begriffs zum unverzeihlichen Vorwurf gemacht, in der Vorstellung, eine Mutter sei unerlässlich für ein Kind. Zudem stellte sich heraus, dass ein Passing mit Kindern deutlich schwieriger war als ohne. Allen gemeinsam war, dass die Befragten im Beisein der Kinder viel öfter mit Kommentaren und normativen Anrufungen konfrontiert wurden, als wenn die Kinder nicht sichtbar dabei waren (oder auch das Gegenüber nichts von der Existenz der Kinder wusste). Damit einhergehend kam oftmals die Frage nach dem Kindeswohl auf. Auch wenn sich die Befragten selbst durchaus bewusst waren, ebenso gute Eltern zu sein wie andere auch, standen sie in einer ständigen Beweisspflicht und mussten sich rechtfertigen. Diese Beweisspflicht führte bei all meinen Interview-Partner_innen zu einer Auseinandersetzung im Umgang mit den eigenen Kindern.

Alle Befragten hatten die Befürchtung, dass ihre Kinder auf Grund des trans* Seins der Eltern nachteilig behandelt („gemobbt“) werden. Einige der Befragten versuchten aktiv ihre Kinder außerhalb zweigeschlechtlicher Normen zu erziehen (zum Teil in Abgrenzung zur selbst erlebten Kindheit), stießen hierbei aber auch an Grenzen, da ihr Einflussbereich eingeschränkt war (da die trans* Eltern oftmals die einzigen Personen im Umfeld der Kinder waren, die ihre Familienform nicht negativ bewerteten). Eine der Befragten wiederum versuchte ihre Kinder dadurch zu schützen, indem sie ihr Möglichstes gab, ihre Familie nach außen hin als möglichst 'normal' darzustellen.

Das Thema Selbstbezeichnung hatte einen großen Stellenwert bei meinen Interview-Partner_innen. Alle hatten zu der Geburt ihrer Kinder eine feste Zuschreibung bekommen, nämlich 'Mama' oder 'Papa', welche sich nun in mehr oder weniger großen Konflikt mit der eigenen Identität befand. Einerseits stießen die vergeschlechtlichen (Rollen-)Bilder von Mutter bzw. Vater-Sein auf einen Widerspruch zur eigenen geschlechtlichen Identität, die nicht (mehr) kongruent zu diesen Rollenbildern schien. Andererseits hatten sich die Begriffe bereits im liebevollen Miteinander im Umgang mit den Kindern etabliert, und sollte ihnen nicht 'weggenommen' werden. Um diesem Widerspruch zu begegnen, wurden verschiedene Umgangsstrategien gewählt, einige davon auch gleichzeitig. Die Strategien beinhalteten das Reclaimen, also das Wiederaneignen der Begriffe 'Mama' oder 'Papa' ohne geschlechtliche Zuschreibung, das Beibehalten der Begriffe, aber mit anderem Pronomen und Artikeln („der Mama“, „die Papa“), das Verwenden des eigenen Vornamens anstelle einer der Begriffe, sowie der Versuch, gänzlich neue Begriffe einzuführen. Bei allen Befragten konnte ich feststellen, dass das Thema Selbstbeschreibung für sie kein abgeschlossenes ist, sondern ständig neu verhandelt wird, und daher als prozesshaft verstanden werden kann.

5.2 Schlussfolgerungen

Auf der Suche nach der Beantwortung der Frage, wie trans* Eltern normative Vorstellungen von Familie und Geschlecht verhandeln, hat sich gezeigt, dass die Ergebnisse sehr ambivalent sind. Ein bedeutender Einfluss ergab sich aus der Begrenzung meiner Zielgruppe auf Eltern, die erst nach der Geburt ihrer Kinder ihr trans* Coming Out hatten. Hier bestätigte sich meine anfangs aufgestellte Hypothese, dass die Herausforderung, mit den bereits erfolgten zugeteilten Rollenbildern 'Mama' bzw. 'Papa' zu brechen, besonders groß sind. Dies zeigte sich auf verschiedenen Ebenen.

Auf einer körperlichen Ebene gab es Auseinandersetzungen mit der Frage, inwiefern die Fähigkeit des Schwangerwerden- bzw. des Gebären-Könnens mit Weiblichkeit zu verknüpfen

sei. Diese Verknüpfung kommt nicht von ungefähr. Wie in Kapitel 2 ausführlich dargelegt, sind hetero- und repronormative Strukturen fester Bestandteil unserer Gesellschaft. Selbst in queer-feministischen Diskursen wird kaum Abstand von der Annahme genommen, dass Schwangerschaft und Weiblichkeit unweigerlich miteinander zusammenhängen. Die Erkenntnis, dass das trans* Sein derjenigen Befragten, die selbst schwanger waren, durch ebenjene Schwangerschaft in Frage gestellt wurde, belegt die Theorie des „queer und trans* als Freizeitspaß“ (Grantel 2012), also dass trans* Personen nur so lange ernst genommen werden, bis sie Eltern werden. Alle Befragten waren durch ihre aktivistische Tätigkeit auf Twitter mit verschiedenen queer-feministischen Diskursen vertraut. Da sie sich nicht einmal dort repräsentiert sehen, ist es kaum verwunderlich, dass es auch für die Befragten bis zur Entkopplung von Schwangerschaft und Weiblichkeit noch ein weiter Weg ist. Eine zusätzliche Schwierigkeit ergab sich für meine Interview-Partner_innen auch aus der Tatsache, dass sie erst nach der Geburt ihrer Kinder ihr trans* Coming Out hatten. Somit überschneidet sich die zugeschriebene und die eigene Identität vorübergehend (zumindest für kurze Zeit und zum Teil auch nur außen sichtbar, denn beispielsweise Nicole war sich ja durchaus bewusst, trans* zu sein, war aber zum Zeitpunkt der Schwangerschaften der Partnerin noch nicht geoutet) und sie erhielten alle eine Rollenzuschreibung, welche nachträglich loszuwerden enorm schwer war. Meine Vermutung ist, dass trans* Eltern, die sich bereits vor der Geburt ihrer Kinder ihrer trans* Identität bewusst sind, mehr Möglichkeiten haben, von vornherein alternative (oder wie auch immer für sich passende) Begriffe zu etablieren. Da ich aber keine 'Vergleichsgruppe' habe, lässt sich das an dieser Stelle nicht beweisen, und müsste in einer weiteren Forschung untersucht werden. Zudem ist, wie in Kapitel 2.6.1 erläutert, die rechtliche Situation für alle trans* Eltern gleichermaßen unbefriedigend.

Dass die Verknüpfung von Schwangerschaft und Weiblichkeit bzw. Frau-Sein für die Befragten äußerst relevant war, zeigte sich auch daran, dass in den Interviews ein großer Fokus auf der Frage lag, was Mutterschaft eigentlich bedeute. Vaterschaft spielte insgesamt eine eher untergeordnete Rolle. Selbst die Person, die sich selbst als „die Papa“ bezeichnet, widmet sich vorrangig der Frage nach Mutterschaft (wenn auch meist aus einer defizitären Perspektive). Von den Personen, die selbst schwanger waren, möchte sich keine als 'Mutter' bezeichnen lassen⁸², aber der Begriff 'Papa' oder 'Vater' wird dennoch ebenso wenig gewollt. Dies hängt damit zusammen, dass sich alle Befragten, unabhängig davon ob binär oder nicht-binär trans*, tendenziell von traditionellen Rollenbildern abgrenzen wollten. Wer sich nicht

⁸² Während 'Mama' zumindest als Bezeichnung durch die jeweiligen Kinder für die Befragten in Ordnung ist, ist 'Mutter' eine Zuschreibung von Außen, welche strikt abgelehnt wurde.

als 'Mutter' bezeichnete, bezeichnete sich deswegen nicht automatisch als 'Vater', und umgekehrt. Das bedeutete in der Konsequenz, dass die trans* Eltern erfinderisch wurden (bzw. werden mussten), um für sich neue, passende Begriffe zu finden. Das Reclaimen oder Neu-Erfinden von Begriffen ist ein durchaus geläufiger Prozess in marginalisierten Gruppen; und gerade auch im trans*-aktivistischen Kontext ist das Brechen mit zweigeschlechtlichen Sprachnormen sowie Diskussionen um eine trans*-inklusive Sprache (vgl. dazu auch Kapitel 2.1.1) ein markantes Merkmal der politischen Arbeit.

Bei der Analyse hetero- und repronormativer Vorstellungen von Familie und Elternschaft (vgl. dazu Kapitel 4.2) stellte ich fest, dass sich die Ergebnisse mit denen aus Studien zu (cis-)⁸³ homosexuellen Elternpaaren (vgl. dazu Kapitel 2.4) an vielen Stellen überschneiden. Dies ergibt sich zum einen aus der Tatsache, dass trans* Eltern gleichzeitig auch homosexuelle Eltern sein können, wie es beispielsweise bei Nicole und Kristian der Fall war⁸⁴. Zum anderen spielt hier vor allem die Sichtbarkeit eine große Rolle. Wenn Eltern sichtbar 'normabweichend' waren, gerieten sie unter Verdacht, dass diese Normabweichung schädlich für die Kinder sei. Das Resultat war bei allen das gleiche: Wer von der Norm abwich, machte sich Gedanken um die Sicherheit der Kinder. Selbst wenn nicht die eigene Identität oder Sexualität, sondern (gewaltvolle) gesellschaftliche Strukturen die Ursache für die Ängste waren. In der Folge galt es für die trans* Eltern eine Balance zu finden zwischen aktiver und offener Verweigerung der Anerkennung zweigeschlechtlicher Normen und dem Wunsch das Kind nicht durch die eigene Existenz in Gefahr zu bringen, sowie zwischen dem Versuch dem Kind eine 'Normalität' zu bieten, aber ihnen gleichzeitig nicht zu vermitteln, minderwertig oder 'falsch' zu sein.

Bei den Ergebnissen der Analyse von „Identitäten, Selbstbezeichnungen und vergeschlechtlichen Rollenbildern“ (4.3) zeigte sich meiner Meinung nach das größte subversive Potential in dieser Arbeit. Die Umgangsstrategien, welche, als Resultat von Widersprüchen und Ambivalenzen zwischen zugeschriebenem Rollenbild und eigener Identität, entwickelt wurden, brechen alle mit normativen Vorstellungen von Elternschaft. Insbesondere der Punkt des 'Reclaimens', welcher zumindest nach 'Außen' erst einmal kaum Veränderungen bringt, verdient meines Erachtens nach erneute Aufmerksamkeit. Die Strategie des 'Reclaimens', also des Wideraneignens von Begriffen, steht in langer Tradition aktivistischer Bewegungsgeschichte (vgl. hierzu auch Kapitel 2.1.2) und könnte nun auch in

⁸³ Ich konnte keine Studie finden, in der explizit trans* Personen in homosexuellen Partnerschaften erwähnt wurden. An vielen Stellen spielt es keine Rolle, an anderen wiederum wird die Existenz von trans* Personen ignoriert oder vereinnahmend behandelt (vgl. dazu auch Kapitel 2.2).

⁸⁴ Und Kristian glaubte beispielsweise, sobald er männliches Passing habe, nicht mehr weil er trans*, sondern weil er schwul ist, angefeindet zu werden (vgl. Kapitel 4.2.1).

Bezug auf trans* Elternschaft fortgeführt werden. Während ein Teil meiner Interview-Partner_innen gezielt auf der Suche nach begrifflichen Alternativen außerhalb zweigeschlechtlicher Normen war, gab es auch mindestens eine Person, deren Hauptziel es war, möglichst viel 'Normalität' für ihre Familie herzustellen. Doch auch ihre Strategien im Umgang mit Begriffen um Selbstbezeichnungen brechen mit hetero- und repronormativen Vorstellungen von Elternschaft und können daher ebenfalls als subversiv bezeichnet werden.

5.3 Ausblick und Empfehlung

Trotz der oben aufgezeigten Ähnlichkeiten zu 'traditionellen' Regenbogenfamilien, ließ sich zeigen, dass trans* Eltern eben nicht genau dieselben Erfahrungen machen wie cis Eltern, unabhängig ihrer sexuellen Orientierung. Dies zeigte sich beispielsweise an den komplexen Herausforderungen bezüglich der Widersprüche zwischen biologistischen Anrufungen oder vergeschlechtlichen Rollenbildern und der eigenen Identität. Die fehlende rechtliche Anerkennung, sowie die Ignoranz oder Vereinnahmung von trans* Eltern in queer-feministischen Diskursen vervollständigen dieses Bild. Die spezifischen Bedürfnisse und Lebensrealitäten von trans* Eltern müssen ernst genommen werden, und sollten nicht als leere Worthülse unter dem Label 'LGBTIQ*' subsumiert werden.

In der vorliegenden Arbeit habe ich genau diesen Versuch unternommen. Bisher gibt es kaum Forschung (oder überhaupt respektvolle Repräsentationen) zu trans* Elternschaft, und ich konnte mit der vorliegenden Studie nur an der Oberfläche kratzen. Hier bedarf es dringend weiterer und vielfältigerer Forschung. Dazu könnte gehören, dass zum einen eine größere Zielgruppe angesprochen wird (und nicht nur Eltern, welche nach der Geburt ihrer Kinder ihr Coming Out hatten) und zum anderen, dass das Forschungsdesign partizipativer gestaltet wird. Weiterhin halte ich eine historische Aufarbeitung von trans* Elternschaft für enorm wichtig, da bisher beispielsweise über die Zeit vor der Abschaffung der Zwangssterilisierung 2011 nur spekuliert werden kann⁸⁵. Eine weitere Perspektive wäre, die Repräsentationen von trans* Eltern genauer zu untersuchen. Janssen (2014) hat hierzu einen spannenden Vortrag gehalten, dies zu vertiefen wäre sicherlich ebenfalls bereichernd.

Zwar weniger durch mein hier vorliegendes Material, aber insbesondere durch Gespräche auf Twitter, ist mir eine weitere Problematik bekannt: trans* Eltern fühlen sich häufig ausgeschlossen. In den meisten trans* Gruppen (egal ob Selbsthilfegruppe oder aktivistische Politgruppe) sind keine Eltern vertreten bzw. sind die Rahmenbedingungen für Menschen mit Kindern nicht kompatibel. Auf der anderen Seite finden sie auch in Elterngruppen keinen

⁸⁵ Auf meine Anfrage beim Lili-Elbe-Archiv diesbezüglich bekam ich leider nie eine Antwort.

Anschluss, weil sie, statt sich über ihre Themen als Eltern auszutauschen, erst einmal ausgiebig ihre Identität diskutieren müssen oder ähnliches. Die Vernetzung von trans* Eltern findet daher hauptsächlich Online, über soziale Medien statt⁸⁶. Dieses Bild des nirgendwo 'hineinpassens' lässt sich quasi analog auf trans* Elternschaft in der Forschung übertragen: In den Trans Studies finden Eltern kaum Erwähnung, und in der Forschung zu Familien und Elternschaft werden trans* Perspektiven weitestgehend ignoriert. Meine Arbeit war der Versuch, eine Schnittstelle beider herzustellen. Darüber hinaus möchte ich an dieser Stelle dafür plädieren, dass Elternschaft grundsätzlich anders gedacht werden muss, wenn eine Veränderung gesellschaftlicher normierter Vorstellungen das Ziel sein soll:

„Die Herausforderung besteht darin, Verwandtschaftsverhältnisse so zu organisieren, dass sie nicht länger zur Absicherung familieninterner Dominanzverhältnisse und zur Herstellung gesellschaftlicher Ungleichheiten dient“ (Engel 2003: 44).

Zu diesem Punkt haben sich schon andere Forscher_innen vor mir ausgiebig Gedanken gemacht. Mesquita (2012) macht beispielsweise konkrete Vorschläge zur „Entnaturalisierung von Elternschaft“ (ebd: 269f.). Dazu gehören die Ausweitung von Reproduktionstechnologien und deren Zugänge, gleiches Adoptionsrecht für alle und das Sorgerecht für mehr Eltern als nur zwei, und zwar unabhängig der Form ihrer Beziehung zueinander (vgl. ebd.). Daran kann ich mich nur von Herzen anschließen. Mein Beitrag für die Schnittstelle zwischen den Trans Studies und der queer-feministischen Elternforschung soll nun, über die Ergebnisse meiner Forschung hinausgehend, darin bestehen, aufzuzeigen was es braucht, um ein Denken und Schreiben von Elternschaft möglichst trans* sensibel zu gestalten⁸⁷. In die nachfolgenden Empfehlungen sind sowohl die Erkenntnisse, welche ich in dieser Arbeit erlangt habe, als auch meine persönlichen und aktivistischen Erfahrungen eingeflossen:

1) Wer über Mutterschaft schreibt, sollte sich fragen, ob es inhaltlich wirklich um Mütter, oder eigentlich um gebärende Personen geht, und dies auch entsprechend kenntlich machen.

2) Je nach inhaltlicher Ausrichtung kann auch „Elternschaft“ eine unverfängliche Alternative sein. Hierbei sollten strukturelle Gegebenheiten nicht negiert werden (zum Beispiel sollte mit dem Begriff Elternschaft nicht verschleiert werden, dass es hauptsächlich alleinerziehende Mütter sind, die armutsgefährdet sind).

⁸⁶ Zudem ist Online-Aktivismus eine häufige Form der politischen Beteiligung für Menschen, deren Zugang zu anderen Formen des Aktivismus aus verschiedensten Gründen eingeschränkt oder verwehrt wird.

⁸⁷ Vorschläge zur sprachlichen Sensibilität gegenüber (aber auch sonstiger Unterstützung) von trans* Personen gibt es beispielsweise in Plakatform unter <http://www.queerulantin.de/?p=747>. Generelle Empfehlungen zum respektvollen Umgang mit trans* Personen habe ich im Folgenden nicht noch einmal mit aufgenommen, gelten aber selbstverständlich auch für trans* Eltern.

- 3) Eine bestimmte Körperbeschaffenheit oder reproduktive Fähigkeit lassen nicht auf ein Geschlecht schließen. Kinder gebären oder zeugen können Menschen aller Geschlechter.
- 4) Wer über Eltern schreibt, sollte, insofern es relevant ist, klar benennen, um welche Eltern es sich handelt. Zur Bezeugung der eigenen Diversität sich des Labels LGBTIQ bedienen und letztlich maximal cis homosexuelle Elternpaare zu meinen, macht andere Eltern unsichtbar und ist vereinnahmend.
- 5) Selbstverständlich 'darf' auch über cis und/oder heterosexuelle Eltern geschrieben werden, sollte aber auch entsprechend kenntlich gemacht werden.
- 6) Dass Eltern trans* sind, sagt nichts über ihre sexuelle Orientierung oder ihre Beziehungsform aus.
- 7) Trans* Eltern können unterschiedliche Selbstbezeichnungen haben. Diese müssen nichts über ihr 'biologisches' Verhältnis zum Kind aussagen.
- 8) Begriffe, die Kinder für ihre Eltern nutzen, sind nicht gleichbedeutend mit Begriffen, die andere Menschen nutzen dürfen.
- 9) Selbstbezeichnungen sind ebenjene und nicht per se auf andere trans* Eltern übertragbar. Z.B. nur weil sich eine trans* Frau als „Papa“ bezeichnet und zugleich auch zeugende Person ist, gilt das nicht für alle trans* Frauen.
- 10) Selbstbezeichnungen können sich ändern, und das ist völlig okay.

Es gibt noch viel zu tun, um Lebenswirklichkeiten von trans* Eltern zu erfassen und angemessen zu repräsentieren, trans* in Diskursen um Elternschaft einzuschließen, sowie Eltern in trans* Thematiken nicht auszuschließen, sondern mitzudenken. Bis dahin freue ich mich über weitere aktivistische Beiträge, Blogs, Comics, Twitter-Diskussionen und Küchentisch-Gespräche über trans* und Elternschaft.

6. Quellenverzeichnis

- Adamczak, B.** (2017/ [2004]): *Kommunismus. Kleine Geschichte wie alles anders wird.* Münster, Unrast Verlag. 4., überarbeitete Auflage.
- AK Forschungshandeln** (Hg.) (2015): *InterdepenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten?* Berlin, w_orten und meer.
- Allex, A.** (Hg.) (2014/ [2012]): *Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Positionen zur Internationalen Kampagne.* Neu-Ulm [u.a.], AG-SPAK-Bücher. 3. wesentlich erweiterte Auflage.
- alsmenschverkleidet** (2015): *Menschen, Mythen, MUTTIationen – ein Abgesang.* In: *Queerulant_in.* Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 26-27.
- Arbeitskreis Abstammungsrecht** (2017): *Abschlussbericht. Empfehlungen für eine Reform des Abstammungsrechts.* Berlin, Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz.
- Aulenbacher, B./ Riegraf, B./ Völker, S.** (2015): *Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder.* Münster, Westfälisches Dampfboot.
- Ausserer, C.** (2014): *Das perfekte Glück.* In: *Missy Magazine.* Ausgabe 01/2014. S. 42-46.
- Bauer, R.** (2014): *Queer BDSM Intimacies. Critical Consent and Pushing Boundaries.* Houndmills, Palgrave Macmillan.
- Bauer, R.** (2017): *Donna Haraways Konzept des Situiereten Wissen. Wissensproduktion als verkörpert und verortet am Beispiel von Trans*Forschung.* In: *Hoenes/ Koch (Hg.): Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit.* Oldenburger Beiträge zur Geschlechterforschung Band 15. Oldenburg, BIS-Verlag. S. 23-42.
- Baumgartinger, P.P.** (2017): *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte.* Wien, Zaglossus.
- Beatie, T.** (2008): *Labor of Love. The story to one man's extraordinary pregnancy.* Berkeley, Seal Press.
- Bock G./ Duden, B.** (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus.* In: *Tröger, A. (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen.* Juli 1976. Berlin, Courage-Verlag. S. 118-199.

- Böcker, A.** (2011): Weder gleich- noch que(e)rstellen. Heteronormativität, Reproduktion und Citizenship in den Debatten zur Lebenspartnerschaft, in: gender... politik... online, unter http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_sys/politikfelder/Weder_gleich_noch_queerstellen/annaboecerg-lecihnochqueerstellen.pdf (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- Bollwinkel, T.** (2015): Die Bilderbuchs. In: Queerulant_in. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 8-10.
- Bornstein, K.** (1994): Gender Outlaw. On Men, Women, And the Rest of Us. New York, Routledge.
- Cady, K./ Oates, T.** (2016): Family Splatters. Rescuing Heteronormativity from the Zombie Apocalypse. In: Women's Studies in Communication. Vol 39 No 3. S. 308-325.
- Degele, N.** (2005): Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. In: Freiburger FrauenStudien 17: Queering Gender – Queering Society. Freiburg i. Brsg. S. 15-39.
- de Sutter, P.** (2014): Genetische oder biologische Trans*-Elternschaft. Traum oder Wirklichkeit? In: Schneider/ Baltés-Löhr (Hg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. Bielefeld, transcript Verlag. S.213-223.
- Diehl, S.** (2016): Die Uhr, die nicht tickt – über das schlechte Image der kinderlosen Frau. In: Dolderer/Holme/Jerzak/Tietge (Hg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-) Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster, Westfälisches Dampfboot. S. 84-96.
- Dittes, A.** (2015): Trans* sein und die eigenen Kinder. In: Queerulant_in. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 20-21.
- e.** (2015): trans*parent. In: Queerulant_in. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 12-13.
- Easton, D./ Liszt, C.** (2009/ [1997]): The Ethical Slut. A Practical Guide to Infinite Sexual Possibilities. Eugene, Ore., Greenery Press. 2. Auflage.
- Eismann, S.** (2013): Was fangen wir nur mit diesen schwangeren Körpern und nervigen Kindern an? Warum es so schwer fällt, queer-feministisch über das Kinderkriegen nachzudenken. Mainz, Ventil Verlag. S. 61-69.
- Engel, A.** (2003): Sandkastenträume. Queer/feministische Gedanken zu Verwandtschaft und Familie. In: femina politica. JG. 12, Bd. 1/2003. S. 36-46.

- Faulenza** (2017): Support your Sisters not your Cisters. Über Diskriminierung von trans* Weiblichkeiten. Münster, edition assemblage.
- Federici, S./ Cox, N. (Hg.)** (2012): Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster, Edition Assemblage.
- Feinberg, L.** (1992): Transgender Liberation. A Movement Whose Time Has Come. New York, World View Forum.
- Ganz, K.** (2007): Neoliberale Refamiliarisierung und queer-feministische Lebensformpolitik. In: Groß/ Winker (Hg.): Queer-/ Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster, Unrast Verlag. S. 51-77.
- Gerlacher, S.** (2013/ [2010]): Regenbogenfamilien. Ein Handbuch. Berlin, Querverlag. 2. Auflage.
- Glaser, B. G.** (2002). Constructivist Grounded Theory?. Forum Qualitative Sozialforschung 3(3), Art. 12. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125> (zuletzt abgerufen am 16.01.2018).
- Grigowski, Z.** (2016): Trans* Fiction. Geschlechtliche Selbstverständnisse und Transfeindlichkeit. Münster, Unrast Verlag.
- Hajek, K.** (2013): Familienduell. Von der politischen Regulierung und den Kämpfen um Familie. In: PROKLA: Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 43/4. Münster, Westfälisches Dampfboot. S. 519-537.
- Halberstam, J.** (2012): Gaga Feminism. Sex, gender and the end of normal. Boston, Beacon press.
- Hale, C.J.** (2005): Lederlesbenboys und ihre Daddies. Anleitung zum Sex ohne Frauen und Männer. In: Haase/ Siegel/ Wunsch (Hg.): Outside. Die Politik queerer Räume. Berlin, b_books Verlag. S. 127-145.
- Hartmann, J.** (2014): Re-thniking family norms. Herausforderungen queer-familiärer Lebensweisen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer und Geschlechterforschung. Bielefeld, transcript Verlag. S. 215-232.
- Hauke, C.** (2015): Ich sitze am Schreibtisch und es riecht nach Benzin. Transformatives Arbeiten in der aktivistisch_wissenschaftlichen Wissensproduktion. In: AK Forschungshandeln (Hg.): InterdepenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten? Berlin, w_orten und meer. S. 178-193.

- Herek, G.M.** (2011): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Eine Einführung. In: Rupp, M. (Hg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Sonderheft 7 der Zeitschrift für Familienforschung. Leverkusen, Barbara Budrich. S. 16-22.
- Hoenes, J.** (2014): Nicht Frosch – Nicht Laborratte. Transmännlichkeiten im Bild: eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken. Bielefeld, Transcript-Verlag.
- Janssen, J.** (2015): „Andere Leute denken das vielleicht anders...“. In: Queerulant_in. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 14-17.
- Janssen, J.** (2016): In meinem Namen. Eine trans*/queere Perspektive auf Elternschaft. In: Dolderer/Holme/Jerzak/Tietge (Hg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-) Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster, Westfälisches Dampfboot. S. 142-159.
- Kemper, A. / Weinbach, H.** (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster, Unrast Verlag.
- König, J.** (2015): Mama, Papa, Kind? Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien. Freiburg i. Brsg., Herder Verlag.
- LesMigras** (2012): „...nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin, LesMigras.
- Lindemann, G.** (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt a.M., Fischer Verlag.
- Maihofer, A.** (1990): Gleichheit nur für Gleiche? In: Gerhard/ Jansen/ Maihofer/ Schmid/ Schultz (Hg.): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt a.M, Ulrike Helmer Verlag. S. 351-367.
- Maihofer, A./ Böhnisch, T./ Wolf, A.** (2001): Wandel der Familie. Literaturstudie. Arbeitspapier 48 der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.
https://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_048.pdf (zuletzt abgerufen am 12.01.2018).
- Malich, L.** (2013): Who's your mommy now? Nationalmütter, Fuckermothers und die Geschichte des Muttermythos. In: Mecklenbrauck/ Böckmann (Hg.): The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop und widerspenstige Verhältnisse. Mainz, Ventil Verlag. S. 17-33.
- Malich, L.** (2014): Verunsicherungsmaschinen – Anmerkungen zu feministischer Mutterschaft. In: Franke/ Mozygamba/ Pöge/ Ritter/ Venohr (Hg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis. Bielefeld, transcript Verlag. S. 155-168.

- Mamo, L.** (2007): *Queering Reproduction. Achieving pregnancy in the age of technoscience.* Durham & London, Duke University press.
- Mamo, L./ Alston-Stepnitz, E.** (2015): *Queer Intimacies and Structural Inequalities. New Directions in Stratified Reproduction.* In: *Journal of Family Issues.* Vol. 36(4). S. 519-540.
- Mesquita, S.** (2012): *Ban marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive.* Wien, Zaglossus. 2., unveränderte Auflage.
- Mey, G./ Mruck, K.** (2009): *Methodologie und Methodik der Grounded Theory.* In: *Kempf/ Kiefer (Hg.): Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band III: Natur und Kultur.* Berlin, Regener. S. 100-152.
- Nay, Y.E.** (2017): *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von "Regenbogenfamilien".* Wien, Zaglossus.
- Notz, G.** (2015): *Kritik des Familialismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes.* Stuttgart, Schmetterling Verlag.
- Ole** (2014/ [2012]): *Trans*-Mann kämpft für Anerkennung als Kindesvater.* In: *Allex, A. (Hg.): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Positionen zur Internationalen Kampagne.* Neu-Ulm [u.a.], AG-SPAK-Bücher. 3. wesentlich erweiterte Auflage.
- Otterbein, M.** (2015): *Liebe vergeht? Nicht unbedingt. Technologische Utopien und Cyborg-Sex für die ewige Liebe.* In: *An.Schläge – Das feministische Magazin.* 2/2015. S. 27.
- Penny, L.** (2012): *Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus.* Hamburg, Nautilus.
- polymorph** (Hg.) (2002): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive.* Berlin, Querverlag.
- Prinz, I.** (2015): *Die Quadratur des Bauches – Wie du als Mann wirst, bist, warst und gewesen sein wirst.* In: *Queerulant_in: Trans* und Elternschaft. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen.* Ausgabe 8. S. 6-7.
- Raymond, J.** (1979): *The Transsexual Empire. The Making of the She-Male.* Boston, MA, Beacon Press.
- Rosenthal, G.** (2014/ [2005]): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung.* Weinheim [u.a.], Juventa. 4. Auflage.
- Schirmer, U.** (2010): *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten.* Bielefeld, transcript Verlag.

- Schirmer, U.** (2017): Identitätskritik und Positionierungen. Überlegungen zu Verortungen im Kontext zweigeschlechtlichkeitskritischer Forschung. In: Hoenes/ Koch (Hg.): *Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit*. Oldenburger Beiträge zur Geschlechterforschung Band 15. Oldenburg, BIS-Verlag. S. 43-60.
- Schmincke, I.** (2015): Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In: Hark/ Villa (Hg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld, transcript Verlag. S. 93-107.
- Schneider, F.A.** (2013): Stillstand oder von der ideologisch belastenden Muttermilch. Versuch einer viel zu spät durchgeführten Diskursanalyse. In: Mecklenbrauck/ Böckmann (Hg.): *The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop und widerspenstige Verhältnisse*. Mainz, Ventil Verlag. S. 133-146.
- Schroedter, T. / Vetter, C.** (2010): *Polyamory. Eine Erinnerung*. Stuttgart, Schmetterling Verlag. 2. Auflage.
- Schwarz, S.** (2014): Gendergerechtigkeit als Universalkonzept? Kritische und kultursensible Analysen von Gendermainstreaming nach einer Katastrophe. Wiesbaden, Springer.
- Sow, N.** (2011a): weiß. In: Arndt/ Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster, Unrast Verlag. S. 190-191.
- Sow, N.** (2011b): Schwarz. Ein kurzer vergleichender Begriffsratgeber für Weiße. In: Arndt/ Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster, Unrast Verlag. S. 608-610.
- Spahn, A.** (2017): *Subversion oder Assimilation? Trans* und Schwangerschaft in einer heteronormativen Gesellschaft*. Universität Freiburg.
- Stone, S.** (2006/ [1991]): *The Empire Strikes Back. A Posttranssexual Manifesto*. In: Stryker/ Whittle (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York/ London, Routledge. S. 221-235.
- Stritzke, N./ Scaramuzza, E.** (2016): *Trans*, Intersex, and the Question of Pregnancy. Beyond Repronormative Reproduction*. New York, Palgrave Macmillan. S. 141-163.
- Stryker, S.** (2006/ [1994]): *My Words to Victor Frankenstein above the Village of Chamounix. Performing Transgender Rage*. In: Stryker/ Whittle (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York/ London, Routledge. S. 244-256.

- Stryker, S./ Aizura, A.Z. (Hg.) (2013):** The Transgender Studies Reader 2. New York, Routledge.
- Tietge, A. (2016):** Niemand ist dem anderen seine Mutti? Zu Mütterlichkeit in heterosexuellen Paarbeziehungen. In: Dolderer/Holme/Jerzak/Tietge (Hg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-) Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster, Westfälisches Dampfboot. S. 189-202.
- TriQ (2015):** Inter* und Sprache. Von „Angeboren“ bis „Zwitter“. Eine Auswahl inter*relevanter Begriffe, mit kritischen Anmerkungen vom TriQ-Projekt „Antidiskriminierungsarbeit & Empowerment für Inter*. Berlin.
- von Horst, N. (2015):** Schleifen in der Zunge. In: Queerulant_in. Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. S. 23-25.
- Warner, M. (1999):** The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life. Cambridge/ Massachusetts, Free Press.
- Winker, G. (2015):** Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld, transcript Verlag.
- Witzel, A. (1985):** Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim, Beltz. S. 227-255. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-5630> (zuletzt abgerufen am 16.01.2018).

Weitere Internetquellen:

- BVT Bundesvereinigung Trans* (26.09.2017):** Bundesgerichtshof missachtet die Lebenswirklichkeiten von Kindern in trans* Familien. <http://www.bv-trans.de/2017/09/26/bundesgerichtshof-missachtet-die-lebenswirklichkeit-von-kindern-in-trans-familien/> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- BVT Bundesvereinigung Trans* (05.01.2018):** Bundesgerichtshof behält konservativen Kurs bei Beschlüssen zu trans* Familien bei und schadet damit dem Kindeswohl. <http://www.bv-trans.de/2018/01/05/bgh-behaelt-konservativen-kurs-bei-beschluessen-zu-trans-familien-bei-und-schadet-damit-dem-kindeswohl/> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).

- Deutscher Bundestag**, 8. Wahlperiode (06.06.1979): Entwurf eines Gesetzes über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz -TSG). Drucksache 8/2947. Bonn. <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/08/029/0802947.pdf> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- Kampagne Dritte Option**: <http://dritte-option.de/> (zuletzt abgerufen am 29.01.2018).
- Grantel** (02.09.2012): Bei Schwangerschaft hört der queere Spaß aber auf. <http://grantel.blogspot.eu/bei-schwangerschaft-hort-der-queere-spas-aber-auf/> (zuletzt abgerufen am 09.01.2018).
- Janssen, J.** (2014): (Mediales) Sprechen über Trans* Elternschaft. [Mitschnitt eines Vortrags an der Universität Hamburg vom 24.7.2014] <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/16581> (zuletzt abgerufen am 09.01.2018).
- Juris** (25.09.2017): Frau-zu-Mann-Transsexueller gilt rechtlich als Mutter eines von ihm geborenen Kindes. <https://www.juris.de/jportal/portal/page/homerl.psm1?nid=jnachr-JUNA170905288&cmsuri=%2Fjuris%2Fde%2Fnachrichten%2Fzeigenachricht.jsp> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- LSVD** (Lesben- und Schwulenverband in Deutschland) (2018): Geburtsvorbereitungskurs für werdende Regenbogenfamilien. <http://berlin.lsvd.de/gruppen/geburtsvorbereitungskurs-fuer-werdende-regenbogenfamilien/> (zuletzt abgerufen am 31.01.2018).
- LSVD** (Lesben- und Schwulenverband in Deutschland) (2017): Ratgeber. Adoption und Öffnung der Ehe. <https://www.lsvd.de/recht/ratgeber/umwandlung-in-ehen/adoption-und-oeffnung-der-ehe.html> (zuletzt abgerufen am 12.01.2018).
- Nooborn** (18.02.2017): Eure Kinder sind nicht hetero... und cis sind sie auch nicht. Ein Rant über heteronormative Erziehung im 'angeborenen' Geschlecht. <https://nooborn.wordpress.com/2017/02/18/kinder-sind-nicht-hetcis/> (zuletzt abgerufen am 20.01.2018).
- Queer.de** (06.05.2014): Rechtsextremismus: Streit unter „besorgten Eltern“. http://www.queer.de/detail.php?article_id=21512 (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- Queer Lexikon** (Stand 28.09.2015): Glossar. Dyadisch. <http://queer-lexikon.net/doku.php?id=glossar#dyadischdyadic> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).
- Queerulant_in** (2016): Glossar. http://www.queerulant.in.de/?page_id=1007 (zuletzt abgerufen am 23.01.2018).

Schrupp, A. (30.06.2017): Die Ehe für alle gibt es bislang nur für Männer.

<https://antjeschrupp.com/2017/06/30/die-ehe-fuer-alle-gibt-es-bislang-nur-fuer-maenner/> (zuletzt abgerufen am 10.01.2018).

Senzo (11.10.2016): Come out or just come as you are. [https://missy-](https://missy-magazine.de/blog/2016/10/11/come-out-or-just-come-as-you-are/)

[magazine.de/blog/2016/10/11/come-out-or-just-come-as-you-are/](https://missy-magazine.de/blog/2016/10/11/come-out-or-just-come-as-you-are/) (zuletzt abgerufen am 08.01.2018).

Still-Lexikon (2018): Empfehlungen der WHO für die Ernährung gestillter Kinder

<https://www.still-lexikon.de/empfehlungen-der-who-fuer-die-ernaehrung-gestillter-kinder/> (zuletzt abgerufen am 30.01.2018).

Tovesson, T. (28.11.2017): Das Problem mit Schauspielern, die trans Frauen spielen. Über

#metoo, die Serie „Transparent“ und Transfrauenfeindlichkeit. [https://missy-](https://missy-magazine.de/blog/2017/11/28/das-problem-mit-schauspielern-die-trans-frauen-spielen/)
[magazine.de/blog/2017/11/28/das-problem-mit-schauspielern-die-trans-frauen-spielen/](https://missy-magazine.de/blog/2017/11/28/das-problem-mit-schauspielern-die-trans-frauen-spielen/)
(zuletzt abgerufen am 03.02.2018).

transgeniale f_antifa (31.10.2015): JETZT NEU! Ohne Sternchen!

<http://transgenialefantifa.blogspot.de/2015/10/31/jetzt-neu-ohne-sternchen/> (zuletzt
abgerufen am 09.01.2018).

TvT research project (2016): Trans Murder Monitoring, “Transrespect versus Transphobia

Worldwide” <http://transrespect.org/en/research/trans-murder-monitoring/> (zuletzt
abgerufen am 20.01.2018).

WHO (World Health Organization) (2018): Breastfeeding.

<http://www.who.int/topics/breastfeeding/en/> (zuletzt abgerufen am 30.01.2018).

Filmquellen:

MAJOR! (2016). Regie: Ophelian, A., USA

Transparent (2014). Produktion: Hsu, V./ Soloway, J., USA. Fernsehserie.

Bildnachweis

Abbildung 1:

Pussybear (2014): <http://pussybear.net/wp-content/uploads/2014/03/kids.png> (zuletzt
abgerufen am 23.01.2018). Deutsche Fassung des Comics aus: Queerulant_in (2015):
Zeitschrift für queere Politiken und Praxen. Ausgabe 8. Mit ausdrücklicher
Genehmigung des Abdrucks in dieser Arbeit von pussybear.net.

Eidesstattliche Erklärung

"Ich versichere, dass ich die Arbeit selbständig verfasst habe und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus Veröffentlichungen entnommen sind, sind als solche kenntlich gemacht. Ich versichere, dass die schriftliche (gebundene) und elektronische Form (ausgenommen der Anhänge, welche nur in elektronischer Form vorliegen¹) übereinstimmen."

Göttingen, den 09.02.2018

¹ In ausdrücklicher Absprache mit den Prüfenden.

Anlagenverzeichnis

Transkripte

Interview 1: Nuka

Interview 2: Kristian

Interview 3: Nicole

Interview 4: Freddie

Interview-Leitfaden

Interview-Paraphrasierung